

EINSICHT

RÖMISCH-KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

credoutintelligam

3. Jahrgang, Nr. 3

MÜNCHEN

JUNI 1973

DER VATER

von Reinhard Lauth

Die Handlungsweise des Vaters und die sie bestimmenden Gründe zu erkennen, ist die schwerste Aufgabe für die Deutung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn. Ich habe schon auf die erstaunliche Tatsache hingewiesen, daß der Vater auf die Forderung des Jüngeren hin das Vermögen unter die beiden Söhne aufteilte, also sein Erbteil schon zu Lebzeiten aus seinen Händen gab. Folglich aber verfügte der Vater über das Eigentum des älteren Sohnes, als er für den voll Reue zurückkehrenden Sohn das Mastkalb schlachten und ein Freudenmahl veranstalten ließ«

Man fragt sich zunächst erstaunt, warum der Vater, der doch in ganz anderer Weise als die Söhne auf Grund seines sittlichen Willens befähigt ist, das Gut und Vermögen zu verwalten, es denn aus seinen Händen gibt und sich dadurch juristisch des Rechts begibt, weiter darüber zu verfügen. Wußte er denn nicht, welche Einstellung seine Söhne hatten? Konnte er aus dem bloßen Umstand, daß der Jüngere sein Erbteil forderte, nicht ersehen, daß er in keiner guten Weise damit umgehen würde?

In diesem Gleichnis wird darüber nichts gesagt. Aber auch hier kann man durch aufmerksames Forschen in anderen Gleichnissen Jesu die Lösung finden. In der Parabel von dem Kann, der seinen Weinberg Winzern verpachtete, schickte dieser auch dann noch seinen Sohn zu ihnen, um die an ihn abzuliefernden Ernteerträge abzuholen, als die Winzer die Diener, die er zuvor geschickt hatte, schon mißhandelt und getötet hatten, und er riskierte damit, daß sie auch seinen Sohn töteten. mußte er denn damit nicht rechnen?

RECHTGLÄUBIGE KATHOLISCHE CHRISTEN !
BETET INSTÄNDIG UH
RECHTGLÄUBIGE BISCHÖFE UND PRIESTER !

Inhalt

- * Der Vater (Reinhard Lauth) 1
- * Der heilige Bonifertius (Heinrich Storm) 4
- * Ehe, Familie und Erziehung (Otto Katzer) 8
- * Eine sonderbare Hermeneutik (p. Severin H. Grill) 14
- * Gehorcht! (Paul Scortesco) 17
- * Der Konat Mariens - 2. Teil (Kard. John H. Newman) 21
- * Das wahre Gesicht Pauls VI. (W. W. E. Dettmann) 24
- * Veränderungen im Missale (Michael Mildfeuer) 28
- * Die protestantischen und russischen "Beobachter" beim sog. Zweiten Vatikanischen Konzil (W. W. E. Dettmann) 30

* * * * *

Beide Gleichnisse wollen natürlich nicht aussagen, daß der Vater bzw. der Eigentümer des Weinbergs zu töricht oder zu schwach gewesen sei, um dem Unheil rechtzeitig zu steuern. Ganz im Gegenteil: Sie setzen eine Festigkeit des Willens, den Einsatz eines Risikos, eine Unerschütterlichkeit und einen Langmut voraus, die ganz ungewöhnlich und fast über Menschenmaß gehen. Was aber bedeutet dann die Handlungsweise des Vaters bzw. des Weinbergbesitzers?

Sie bedeutet, daß Gott uns ganz und gar als freie Wesen behandelt. Er übergibt sein Eigentum - bis zum Leben Seines Sohnes hin - dem freien Schalten und Walten der Menschen, seiner Kinder, Gott hat uns als freie Wesen geschaffen, obwohl er wußte, daß wir sündigen würden. Mit der Gabe der Freiheit - die eben wirklich Gabe der Freiheit ist - hat er uns die ausschließliche Verfügung über unsere Entscheidungen und Entschlüsse gegeben; und da eine Freiheit, die ohnmächtig ist, zu handeln, keine Freiheit ist, hat er uns auch Verfügungsgewalt über einen genügend großen Bereich der Wirklichkeit gegeben. Über unsere Entscheidungen und über diesen Bereich verfügen nach dem Willen dessen, der sie uns gab, nun wirklich wir. Wir haben eine Partie zu spielen begonnen, und diese Partie werden wir schon ganz allein zu Ende führen - nach dem Willen dessen, der uns die Möglichkeit zu diesem Spiel samt dessen Chancen gegeben hat.

Die Weltgeschichte wird in ihrem Ergebnis das logische Resultat dessen sein, was der Mensch in seiner Freiheit aus dieser Wirklichkeit gemacht hat. Wenn es einen Umstand gibt, der unser größtes Erstaunen hervorrufen müßte, dann ist es der, daß Gott nur mit einem unglaublichen Minimum von wunderbaren Akten in diesen Ablauf eingegriffen hat. Die Menschheit wird das Ergebnis ihres Wirkens an dem Tage, wo der Herr nach langer Zeit zurückkehren wird, um abzurechnen, Gott dem Herrn vorlegen müssen - und so auch ein jeder von uns.

Das Gleichnis von den Talenten bzw. Minen kann uns hier weiteres Wesentliches erhellen. Auch dieses Gleichnis wird fast immer falsch verstanden. Man nimmt nämlich ganz allgemein an, der Mann der weitweg zog, um die Königswürde zu empfangen, habe seinen Dienern das Geld nur geliehen, irreführt durch die Wendung des Matthäus, daß der eine der Diener "das Geld seines Herrn" in der Erde vergraben habe. Es ist nicht das Geld, das er dem Herrn schuldet, sondern das Gold, das er von seinem Herrn erhalten hat, das allerdings in einem früheren, absoluten Sinne trotzdem Geld seines Herrn geblieben ist. Als der Herr zurückkehrt, läßt er, wie Lukas besonders deutlich sagt, die Diener kommen, "um zu wissen, was jeder mit ihm herausgewirtschaftet hat". (Luk. XIX, 15) Er hatte ihnen das Geld gegeben, er wollte sehen, was sie gewonnen hatten, um das zum Maßstab zu nehmen für das Ausmaß an politischer Verantwortung in Seinem Reiche, das er ihnen geben wollte. Erst so wird die Antwort des schlechten Dieners verständlich, er habe mit der Mine nicht gewirtschaftet, da er ja gewußt habe, daß sein Herr ein strenger und harter Mann sei, der anderen ihr Eigentum einfach nehme, wenn es ihm beliebt. Damit will er nämlich sagen, daß derselbe Herr, der ihm das Geld geschenkt habe, ja zugleich auch der absolute Herrscher in Reiche sei. Infolgedessen aber habe er ja damit rechnen müssen, daß ihm jederzeit das, was ihm gehöre, vom Herrn wieder genommen werden könne, und da habe er sich erst gar nicht bemüht. Hätte der Herr diesem Diener das Geld nur zur Verwaltung übergeben oder geliehen, so wäre diese Antwort sinnlos.

Gott will also sehen, was wir, in unserer Freiheit, als solche, denen er ein Eigentum gegeben hat, mit diesem Eigentum machen. Er läßt uns in der ganzen Zeit seiner Abwesenheit darüber allein verfügen. Allerdings bleibt er trotzdem der absolute Herr über uns und unser Eigentum. Bei der Schlußabrechnung aber wird unser Wirtschaften das Maß dafür sein, was aus uns in den "ewigen Wohnungen" werden wird.

Das Gleichnis von den Talenten gibt noch einen anderen wichtigen Aufschluß: Der Herr gab, heißt es dort, einem jeden secundum propriam virtutem, nach seiner ganz eigentümlichen (persönlichen und sittlichen) Kraft. Das zugeteilte objektive Vermögen entspricht dem subjektiven Vermögen des Beschenkten. Wendet man dies auf die beiden Söhne in unserem Gleichnis an, so heißt das, daß auch der ältere und jüngere Sohn das ihrer sittlichen Kraft entsprechende Erbe erhielten. Wenn wir voraussetzen dürfen, daß der jüngere Sohn als Erbe das Geld, der ältere aber das Eigentum an Grund erhielt, so ergibt sich hieraus schon etwas sehr Bezeichnendes: der eine wollte (und ihm entsprach) das Pestbleibende, Unveränderliche ("die Immobilien", wie wir heute noch sagen) zum Erbe, der

andere wollte (und ihm ^{entsprach}) das Auswechselbare ("das Konvertierbare", "the cash"). Der eine, mußte sich der Vater sagen, würde also bei dem, was er erhielt, beharren; der andere würde versuchen, es umzuwandeln. Das Geld ist der indifferente ~~abstrakte~~ Gegenwert verschiedener sachlicher Güter, ~~mittels~~ seiner kann man alles Viechselbare auch auswechseln, - nur das Nichtwechselbare ~~nicht!~~ und das ist die sittliche Gesinnung und die Liebe. Deshalb kann der verlorene Sohn sich auch "alles andere" für sein Geld beschaffen - wenigstens zunächst, solange er reicht -, nur hört sein Herz auf, zu lieben, indem er das ~~plus~~ der Gerechtigkeit (Gottes) erwachsene Gut in ün(ge)rochtes ~~ver-~~tauscht, und zugleich fehlt ihm von da an die Liebe ~~ein~~ Anderen, die seiner Liebe begegnet. Der Ältere, so wußte der Vater voraus, würde bei seinem ererbten Gut beharren, er würde es in nichts anderes verwandeln. Aber auch er erbt nur das Gut, nicht aber auch die sittliche Einstellung des Vaters. Es würde von seiner Freiheit abhängen, ob das Gut noch ein sittliches Gut bliebe, oder ob es ein Gut würde, auf dem nur noch der göttliche Erbtitel liegt, das aber nicht länger königliches Gut, sondern nur ~~mehr~~ das dessen ist, der sich selbst für souverain erklärt und es zu seinem Gute gemacht hat»

Aber noch mehr: Der Vater gibt nicht nur beiden das gewünschte, ihrem Vermögen entsprechende Gut, er gibt es ihnen auch in der Weise, wie sie es selber wünschen. Der eine will es ganz für sich haben und ohne jede Aufsicht und Möglichkeit der Einmischung von Seiten des Vaters besitzen; der andere will, daß der Vater weiterhin darüber ~~ver-~~fügt, obwohl es doch jetzt nicht mehr dessen, sondern sein Eigentum ist. *Unicuique secundum propriam virtutem*. Gott läßt seine Sonne über Böse und Gerechte aufgehen. Er gibt dem, der sein Erbe vergeuden will, sein Erbe zum Verschwenden, und verfügt bei demjenigen, der will, daß Er weiter darüber bestimmt, weiterhin über das Geschenke. Gott nimmt diesen unseren freien Willen und dessen ~~Entscheidungen~~ an; aber das uns Geschenke bleibt nach Seinem Willen unser Eigentum, auch dann, wenn wir wollen, daß Gott selber darüber verfügt und der Herr ~~diesem~~ unserem Willen entspricht.

Allerdings leidet dieses Gesetz Eine, aber auch nur Eine Ausnahme, wie uns unser Gleichnis lehrt. Wir müssen nämlich voraussetzen, daß der Vater klar vorhersah, daß der ältere Sohn es nicht billigen würde, daß er das Mastkalb für den zurückkehrenden Bruder schlachten ließ. Und dennoch verfügt der Vater hier über das Eigentum seinen Sohnes, in einem Falle, wo dieser - wie sich zeigt - nicht will, daß der Vater dies tue. Gott setzt sich in diesem Falle über den freien Willen hinweg! Warum? wie ist diese Abweichung von dem sonst strikt befolgten Grundsatz zu verstehen und zu erklären?

Der Fall, der die Ausnahme bildet, ist die Vergebung der Sünde und die Versöhnung. Der hl. Evangelist leitet die drei Gleichnisse, deren Krönung dasjenige vom verlorenen Sohne ist, damit ein, daß der Herr sie den Pharisäern und gelehrten Theologen vorgetragen habe, die darüber gemurrt hatten, daß er Sünder empfing. Letzten Endes sollen diese Gleichnisse also erklären, was diese Aufnahme der reumütigen Sünder bedeutet.

Wie der freie Wille ohnmächtig wäre, wenn er sie nicht in einem Bereiche der Wirklichkeit realisieren könnte, so wäre auch die Vergebung der Sünde und die Versöhnung ohnmächtig, wenn sie nicht in einem wirklichen Akte realisierte. Dieser Akt, diese Handlung ist die Aufnahme des Sohnes: der Vater eilt ihm entgegen, fällt ihm um den Hals küßt ihn, läßt ihn mit der besten Stola bekleiden, den Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße geben, und bekleidet ihn so von neuem mit der legitimen Gewalt, er läßt das Mastkalb schlachten, und Musik erklingen, während er mit ihm das Mahl der Versöhnung hält. Diese Investitur, diese Kommunion ist die Realität, in der sich die Aussöhnung mit dem sündigen Kinde verwirklicht, Und hier verfügt der Vater einfach über das Gut des älteren Sohnes als über Sein absolutes Eigentum.

Wenn wir bedenken, wofür denn das Gut des Vaters überhaupt da war (und ist), so erkennen wir, daß es dazu da war, daß ein wahrhaftes heiles Leben sich realisieren konnte. Es diente, und diente ausschließlich, der Verwirklichung der Gerechtigkeit und der Liebe. Die Diener erhielten täglich das gute Brot, das sie an jedem Tag benötigen; der Vater konnte in diesem Lebensraum sich und seine Familie - nicht nur ernähren, sondern begründen und erhalten: ein glückliches Gut, auf dem sich das gottgewollte sittliche Leben vollzog. Dies ist der Zweck des Gutes, nicht aber jener Mißbrauch, den der eine und der andere Sohn damit trieben oder zu treiben wünschten. Wird dieser wahre Zweck wieder möglich, so muß das Gut ihm entsprechen. Er wird aber von der Einen Seite nur durch

den freien Willen des Menschen, der aus seiner Sünde zurückkehrt und bereut, wieder möglich. In diesem Momente - und nur in diesem - tritt der Herr als der wahre und absolute Eigentümer aller Dinge hervor und verfügt ohne Rücksicht auf den Unwillen der beschenkten Eigentümer über sie. Das allein hatte in Wahrheit jener Diener zu befürchten, der die fine seines Herrn vergrub, weil er - nicht zu Unrecht - damit rechnete, daß dieser als der absolute Eigentümer plötzlich darüber verfügen könnte. Wenn ich nicht will, daß Gott, wann immer Er will, über sein Eigentum (welches jetzt mein Eigentum ist) verfügt, so will ich nicht, daß Gottes Liebe sich verwirkliche. Gottes Welt kann aber ihrer wahren Bestimmung durch keinen Rechtstitel beraubt werden., und wo diese wahre Bestimmung verwirklicht werden kann, da wird sie es durch seinen allmächtigen Willen auch. Das geschenkte Eigentum käme wirklich nicht mehr von Gott her, wäre nicht von Gott geerbt, wenn es nicht wesensgemäß auf das Gute ausgerichtet wäre, und bliebe und seinen Zweck auch erfüllte.

Das Gut, das der ältere Bruder geerbt hatte und das er nicht verändern wollte, ist dieses auf die Realisation des göttlichen Lebens ausgerichtete Gut. Es ist wesensgemäß zur Verwirklichung der Versöhnung bestimmt. Diese Verwirklichung hängt in ihrem Zustandekommen von der freiwillentlichen Abkehr des Menschen von der Sünde und der Vergebung erbittenden Hinwendung zum Vater ab. Ist diese Bedingung erfüllt, so verwendet es der Herr auch in absoluter und souveräner Weise für seinen wirklichen Zweck. Es wird denen, die sich bereits als die selbtherrlichen Eigentümer der Kirche betrachten, genommen und seiner wahren Bestimmung wieder zugewendet. Sie verlieren damit nicht nur ein objektives Gut, sondern das noch viel Wesentlichere: das Medium der Verwirklichung des geistigen Gutes, der Liebe»

Wer nicht verzeihen kann, der nimmt auch keine Verzeihung an, und folgerichtig ist sein Gott ein jansenistischer Gott, der nicht mehr verzeiht. Wer aber in seiner Sünde demütig die Verzeihung Gottes annimmt (und immer wieder annimmt), der erfüllt den Himmel mit einer größeren Freude, als über neunundneunzig Gerechte herrscht, die der Verzeihung nicht bedürfen, da sich in dieser Verzeihung Gottes Übergüte realisiert und der Mensch sich selber durch seine Demut die Stola der Herrlichkeit erwirbt.

Gott geht in diesem Verhältnis der Liebe zu uns erschreckend weit: er gibt sogar - wie das Gleichnis der bösen Winzer zeigt - Seinen einzigen Sohn, d.i. Sich selbst in unsern Besitz, Der Mensch kann allerdings ebensowenig, als Gott das will, über den freien Willen des Anderen, in seinem Palle: Gottes verfügen; aber er kann Gott auf dieser Erde aus dem Reiche des Lebens, aus der Wirklichkeit vertilgen, indem er ihn leiblich tötet. Jesus wurde gekreuzigt, und heute kreuzigt man Seinen mystischen Leib, die Kirche, und tötet sie. Aber Gott wird als absoluter Herrscher Abrechnung mit den Menschen halten, er wird Sein Eigentum wieder an sich nehmen und darüber verfügen, daß es der Verwirklichung Seiner Liebe in der ewigen Kommunion mit denen von seinen Kindern dient, die zu ihm, dem Vater, zurückgefunden haben.

ENDLICH! DREI JAHRE ZU SPÄT!

Abbé Georges de Nantes in der letzten Nummer seiner Zeitschrift "Contre-Réforme-Catholique": "Nunmehr ist es ausgesprochen, bekannt und anerkannt, daß Paul VI. ein häretischer und schismatischer, skandalöser Papst ist." "Von uns Gläubigen, von der Tradition und von Gott losgelöst, ist Paul VI. den Gottlosen, den Renegaten und der Welt Satans überliefert. Welche Autorität kann er, der wissentlich Häretiker, Schismatiker und ein Skandalerreger ist, noch haben, andere daran zu hindern, in der Kirche zu sein?"

Anmerkung: Paul VI. ist spätestens seit dem Gebrauch der gefälschten Wandlungsworte während der Hesse vor aller Öffentlichkeit Apostat geworden und seines Papstamtes enthoben, (falla er es zuvor überhaupt innehatte, was zweifelhaft ist). Allerdings ist er nunmehr auch, da er sich einer offiziell in der Kirche gegen ihn erhobenen Anklage auf Häresie, Schisma und Skandal nicht stellt, auch wahrscheinlich juristisch als amtsverlustig anzuschén.

DER HL. BONIFATIUS

ZUM PEST AM 5. JUNI

von Heinrich Storm

Zu den bedeutendsten Taten des hl. Papstes Gregor des Großen gehört die Missionierung des germanischen Stammes der Angelsachsen, zu der er 596 die ersten Glaubensboten aussandte. Denn das Evangelium fiel bei den vorher als besonders wild und barbarisch geltenden Angelsachsen auf einen solch fruchtbaren Boden, daß diese nicht nur innerhalb weniger Jahrzehnte den christlichen Glauben annahmen, sondern ihn sogar schon bald darauf den noch heidnischen Völkern Germaniens verkündeten. Unter den zahlreichen angelsächsischen Missionaren aber, die den Vorfahren unseres Volkes die Frohe Botschaft gebracht haben, räumen wir nicht zu Unrecht dem hl. Bonifatius einen besonderen Ehrenrang ein,

Wynfret, wie der ursprüngliche germanische Name des nachmaligen Heiligen lautete, wurde zwischen 672 und 675 im angelsächsischen Königreich Wessex (Westsachsen) geboren. Über sein Elternhaus und seine erste Kindheit haben wir kaum sichere Nachrichten. Schon sehr früh wurde er -ein Zeugnis für den gläubigen Sinn seiner Eltern- als "puer ablatu" (ein Gott dargebrachter Knabe) dem Kloster Exeter übergeben, wo er von nun an seine weitere Erziehung und Ausbildung genoß. Das klösterliche Leben wurde von Wynfret aber nie als ein ihm von außen angetaner Zwang empfunden, sondern als seine ureigenste Berufung ergriffen, so daß sein erster Biograph Willibald den "gottergebenen Dienst", das "anhaltende, arbeitsvolle Wachen" und den "Fleiß im Lesen des göttlichen Wortes" des jungen Mönches rühmen kann. Vor allem die Lernbegierde Wynfrets scheint außerordentlich gewesen zu sein. Zusammen mit seiner natürlichen Begabung befähigte sie ihn dazu, schon in sehr kurzer Zeit die Stellung eines Lehrers an seinem Kloster einzunehmen. Neben der Leistung der Klosterschule wurde er aber auch mit der verantwortungsvollen Aufgabe betraut, als Legat seine Gemeinschaft bei Bischöfen und Synoden zu vertreten. Welch großes Vertrauen die Mitbrüder in Wynfret setzten, zeigt sich darin, daß sie ihn 716, ein gutes Jahrzehnt nach seiner Priesterweihe, zu ihrem Abt wählten.

Doch der nunmehr gereifte Mönch und Priester mußte sich von Gott bereits zu einer anderen Aufgabe berufen als der eines Abtes; Er war, wie so viele seiner angelsächsischen Mitbrüder vor und nach ihm, von dem Ideal ergriffen, die geliebte irdische Heimat aus noch größerer Liebe zur himmlischen zu verlassen, um auf dem Festland, bei den noch heidnischen Randvölkern des Frankenreiches, das Evangelium zu predigen. Schon Anfang 716 war er zum ersten Mal zu den Friesen gereist, hatte diesen Missionsversuch aber nach einigen Monaten wieder aufgegeben. Im Jahre 718 legte er sein äbtliches Amt nieder und verließ auf immer die Heimat. Bevor er jedoch mit der Missionsarbeit begann, reiste er nach Rom, um am Grabe des Apostelfürsten zu beten und sein Werk von dessen Nachfolger, dem Papst, segnen zu lassen. Am 15. Mai 719 wurde Wynfret von Papst Gregor II. empfangen, der ihn zum Missionar bestellte und ihm, nach dem Heiligen des Vortages, den kirchlichen Namen Bonifatius verlieh: "...wir gebieten, daß du in dem Wort der Gnade Gottes, — bei allen im Irrtum des Unglaubens befangenen Völkern, zu denen du unter Gottes Geleit kommen kannst, den Dienst am Reich Gottes unter Anrufung des Namens Christi unseres Herrn und Gottes, von der Wahrheit angestiftet darstellst und im Geiste der Tugend, Liebe und der Nüchternheit die Verkündigung beider Testamente bei den unkundigen Geistern in angemessener Weise verbreitest."

Von Rom aus führte Bonifatius sein erster Weg wieder zu den Friesen, wo er unter dem Apostel dieses Volkes, dem hl. Willibrord, zwei Jahre lang diente. Hierauf wandte er sich nach Südosten und begann mit großem Erfolg im Grenzgebiet der Sachsen zu missionieren. Papst Gregor II war über den Bericht, den Bonifatius über seine Arbeit nach Rom schickte so erfreut, daß er ihn bereits 722 abermals einlud und ihn am 30. November 722 zum Missionsbischof ohne festen Sitz weihte.

Nach Germanien heimgekehrt, widmete sich Bonifatius nun in den folgenden Jahren mit hingebungsvollem Eifer jener Aufgabe, die seinem Namen den größten Ruhm eingebracht hat, nämlich der Bekehrung des Stammes der Hessen. Über die Situation, die der Bischof und seine angelsächsischen Helfer dort vorfanden, berichtet uns der Chronist: "...einige

opferten heimlich Bäumen und Quellen, andere taten dies ganz offen, einige wiederum betrieben teils offen, teils im Geheimen Seherei und Wahrsagerei, Losdeutung und Zaubervahn, andere wiederum befaßten sich mit Amuletten und Zeichendeuterei, und pflegten die verschiedensten Opfergebräuche; andere dagegen, die schon gesünderen Sinnes waren, und allem heidnischen Götzendienst entsagt hatten, taten nichts von alledem."

Um die Heiden von ihrem Aberglauben zu befreien, ihnen die Ohnmacht ihrer Götter klar zu machen und ihre Herzen damit zur Annahme des christlichen Glaubens hinzuneigen, bedurfte es eines besonders eindrucksvollen Zeichens. Was aber konnte da geeigneter sein, als die Zerstörung eines der heidnischen Heiligtümer? So begannen Bonifatius und seine Gefährten an einem Tag des Jahres 723, mitten im Hessenland, in Goismar unweit Fritzlar, vor einer großen Menschenmenge eine dem Donar geweihte gewaltige Eiche zu schlagen. Das Zusammenbrechen dieses Baumes besiegelte für die Zuschauenden gleichzeitig das Zusammenbrechen ihrer abergläubischen Vorstellungen. Der von Bonifatius verkündete Gott hatte damit in ihren Augen seine Macht erwiesen. "Als dies die Heiden gesehen, wurden sie umgewandelt, ließen von ihren Lästern ab, priesen Gott und glaubten an ihn." Vom Holz der gefällten Donareiche aber baute Bonifatius die erste christliche Kirche des Missionslandes, die Peterskirche von Fritzlar.

Die kommenden Jahre sahen den Ausbau der Mission in Hessen, die mit großem Erfolg voranschritt. Bonifatius gründete dort weitere Kirchen und Klöster und gab dem Gebiet eine erste kirchliche Organisation» Daneben dehnte er seinen Wirkungsbereich aber auch nach Thüringen aus, das zwar bereits missioniert war, wo aber den kirchlichen Zuständen sowohl in moralischer als auch in organisatorischer Hinsicht große Mängel anhafteten. Hier wie überall, wo seine ordnende Hand in das noch lose Gefüge der jungen Kirchen eingriff, versuchte er., alles nach den Grundsätzen des kanonischen Rechtes auszurichten, hatte er doch schon bei seiner Bischofsweihe von Gregor II eine Sammlung kirchlicher Rechtssatzungen ausgehändigt bekommen, mit der Weisung, "daß von jetzt an unverrückbar bei ihm verbleibe die Richtschnur dieser bischöflichen Lehren und Anordnungen, und er das untergeordnete Volk durch diese Vorbilder unterweise."

Die erzbischöfliche Würde, als deren Zeichen Papst Gregor III. 732 dem inzwischen schon weithin bekannten und angesehenen Bischof das Pallium übersandte, machte Bonifatius zum höchsten geistlichen Würdenträger des Frankenreiches, 5 Jahre später wurde er auf seiner 3. Romreise außerdem zum "päpstlichen Legaten für Germanien" ernannt, Diese Stellung gab ihm nunmehr die Möglichkeit, die Restauration der fränkischen Kirche weit über die Grenzen seines bisherigen Missionsgebietes hinaus auszudehnen. So ordnete er 739 auf Bitten des Herzogs Odilo die bayerische Kirche, indem er sie in die 4 Sprengel Salzburg, Passau, Freising und Regensburg teilte.

Seit dem Tode Karl Martells im Jahre 741 schließlich gewann der Erzbischof auch auf die gesamtfränkischen Verhältnisse Einfluß, wo eine Wiederaufrichtung kirchlicher Zucht und Ordnung dringend notwendig war: Nach Bonifatius' eigenem Bericht an den Papst hatte dort seit 80 Jahren keine Synode stattgefunden; viele Bischöfe waren Laien und "vererbten" manchmal sogar ihre Würde auf den Sohn, die Priester aber lebten zu einem großen Teil unwürdig und unenthaltsam. "Auch findet man solche, die zwar sagen, sie seien keine Hurer und Ehebrecher, die aber trunk- und steitsüchtig sind und eifrige Jäger, bewaffnet im Heer kämpfen und eigenhändig Menschenblut vergossen haben von Heiden und Christen." Mit kraftvoller Hand unternahm es Bonifatius, diese wirren Zustände zu ordnen und zu bessern. Auf einer Synode der ostfränkischen Bischöfe im Jahre 742, die als "Concilium Germanicum" in die Geschichte eingegangen ist, wurden erste und entscheidende Reformbestimmungen erlassen, sowie Bonifatius zum Metropoliten der austrasischen (=ostfränkischen) Kirchenprovinz bestellt»

Damit hatte der Erzbischof die Grundlage zu einer Erneuerung der Kirche in den Gebieten, aus denen Deutschland entstehen sollte, sowohl dem Geist als auch der äußeren Gestalt nach gelegt. Rückschläge und Enttäuschungen blieben ihm aber nicht erspart, vor allem von Seiten derer, die bisher die Kirche Christi zu ihren egoistischen Zwecken mißbraucht hatten, nämlich der verweltlichten Bischöfe und Priester. "Sie begannen gegen ihn zu reden, ihn zu schmähen, so sehr sie konnten und behaupteten, er sei des Bischofsamtes nicht würdig, weil er ein Fremder sei.", berichtet uns wiederum Willibald. Bonifatius selbst schreibt über seine Nöte an seinen angelsächsischen Heimatbi-

schof: "Denn für uns gibt es nach dem Worte des Apostels nicht nur außen Kämpfe und innen Ängste, sondern auch nach innen außer der Angst Kämpfe, vor allem immer wieder durch falsche Priester und Heuchler, die Gott widerstreben, sich selbst ins Verderben stürzen und die Leute durch viele Ärgernisse und mancherlei Irrlehren verführen."

Da der Widerstand der Gegner seinen Einfluß immer mehr schmälerte, widmete sich Bonifatius seit 745 wieder hauptsächlich seinen ehemaligen Missionsgebieten, die er in Diözesen einteilte und deren Durchdringung mit christlichem Geist er vor allem durch die Gründung von Klöstern der benediktinischen Regel förderte. Die liebste seiner Gründungen wurde ihm Fulda, wo er sich häufig aufhielt und das er zu seiner letzten Ruhestätte erwählte: "Hier habe ich mit Zustimmung Eurer Huld mir vorgenommen, den vom Alter matt gewordenen Leib in der Stille sich erholen und nach meinem Tode ruhen zu lassen. Es wohnen nämlich, wie bekannt, die vier Völker, denen wir das Wort Christi durch Gottes Gnade verkündet haben, im Umkreis um diesen Ort, und mit Gottes Hilfe kann ich diesen, solange ich lebe und geistig imstande bin, nützlich sein. Es ist nämlich mein Wunsch, ... in der Verbundenheit mit der römischen Kirche, inmitten der Völker Germaniens zu bleiben...," schreibt er 751 an Papst Zacharias. -

753 brach der greise Erzbischof zu seiner letzten Reise auf, dorthin, wo einst seine Mission begonnen hatte, nach Friesland. Nachdem er dort die Verhältnisse der Utrechter Kirche geordnet hatte, zog er 754 noch einmal, die Frohbotschaft verkündend, durch die friesischen Lande. In der Nähe des Dorfes Dokkum sollte am 5. Juni 754 die Taufe bzw. Firmung einer Anzahl Neubekehrter stattfinden. Doch am Morgen des festgesetzten Tages erschien statt der Taufbewerber eine Rotte raub- und mordlüsternen Heiden, die über den Erzbischof und sein Gefolge herfielen. Dieser rief seinen Gefährten, die sich zur Wehr setzen wollten, in unerschütterter Zuversicht zu: "Lasset ab, Mannen, vom Kampfe, ..., denn das wahre Zeugnis der Hl. Schrift lehrt uns, nicht Böses mit Bösem, sondern sogar Böses mit Gutem zu vergelten. Denn schon ist der langersehnte Tag da und unserer Auflösung willig erwartete Zeit steht bevor. Darum seid stark im Herrn und ertraget dankbar, was er uns gnädig schickt. Hoffet auf ihn, denn er wird unsere Seele erlösen." So krönte der Heilige, und mit ihm 50 seiner Gefährten, sein Leben durch die Krone des Martyriums. Sein Leichnam aber wurde bald darauf nach Fulda überführt und dort, seinem Wunsch gemäß, zur letzten Ruhe gebettet.

"Apostel der Deutschen" ist der Ehrentitel, den die Nachwelt dem hl. Bonifatius verliehen hat, und obwohl er weder der einzige noch der erste ist, der den Vorfahren unseres Volkes das Evangelium gepredigt hat, so trägt er diesen Namen doch nicht zu Unrecht: Denn er ist es, durch den die Christianisierung der germanischen Stämme (die Sachsen ausgenommen), im wesentlichen ihren Abschluß und ihre Vollendung erfuhr. Darüber hinaus liegt seine Bedeutung aber auch darin begründet, daß er die schon bestehende abendländische, d.h. vor allem fränkische Kirche in wahren christlichen Geist erneuerte und ihr eine feste Ordnung, die des kanonischen Rechtes, gab. Dabei versuchte er immer, sich der Unterstützung durch die weltliche Macht zu versichern, wußte er doch, daß die Kirche des Schutzes durch die Fürsten, wie diese der Heiligung durch jene bedurfte. Noch weitaus mehr als daran aber lag ihm an einer engen und lebendigen Verbindung mit den Nachfolgern des hl. Petrus, den Päpsten, als den Garanten der Einheit und der Rechtgläubigkeit der Kirche. So schrieb er einmal an den Erzbischof von Canterbury über die Beschlüsse seiner Reformsynoden: "Wir haben ... den Beschluß gefaßt und das Bekenntnis abgelegt, an der Einheit mit und an der Unterordnung unter die römische Kirche festhalten zu wollen bis zum Ende unseres Lebens, daß wir dem hl. Petrus und seinem Stellvertreter Untertan und alle Jahre eine Synode abhalten wollen, daß die Metropolitane sich ihre Pallien von jenem Stuhl beschaffen und daß wir in allem, wie es die Kirchensatzungen vorschreiben, den Befehlen des hl. Petrus Folge leisten wollen, um zu den ihm anvertrauten Schafen gezählt zu werden."

Indem Bonifatius durch seine Treue zum Apostolischen Stuhl die Verbindung des Papsttums mit dem fränkischen Reich vorbereitete, gehört er unbestritten zu den großen Wegbereitern der abendländischen Ordnung. Wenn er selbst auch nicht mehr alle Früchte seines Wirkens in seinem irdischen Leben sah, und sich einmal mit einem Hund verglich, "der bellt und sieht, wie Diebe und Räuber das Haus seines Herrn aufbrechen und untergraben und verwüsten, aber, weil er keine Helfer hat, nur knurrend wimmert und jammert", so können wir doch mit seinem heiligen Zeitgenossen, dem Erzbischof Cuthberth von Canterbury, ausrufen,

daß "ruhmvoller als Worte die Nachwirkungen seiner Taten" für den Heiligen zeugen. -

"O Gott, Du hast zahlreiche Völker durch den Eifer Deines heiligen Märtyrers und Bischofs Bonifatius zur Erkenntnis Deines Namens huldreich berufen, uns, die wir sein Fest feiern, laß uns auch die Macht seines Schutzes erfahren."

(Kirchengebet am Festtag des Heiligen)

Literatur:

Briefe des hl. Bonifatius; Willibalds Leben des hl. Bonifatius in "Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters", Band IV, b (Darmstadt 1968)

Theodor Schieffer, Winfried/Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas (Freiburg 1934)

Joseph Bernhart, Bonifatius, (Paderborn 1950)

EHE, FAMILIE und ERZIEHUNG

von
Dr.theol. Otto Katzer

"Hier liegt ein erhabenes Geheimnis vor." (Eph. 5,32).

Es ist nicht Ziel der Ehe, zwei Menschen zusammenzubringen, Mann und Frau, die völlig im Charakter, den Fähigkeiten und den Interessen übereinstimmen würden. Die Ehe ist eine unauflösliche Bindung von zwei Menschen, die fähig sind, die durch die Ehe auferlegten Pflichten auch zu erfüllen, in erster Reihe die Gründung einer christlichen Familie, Das Ziel der Ehe ist also die Erzeugung und Erziehung von Kindern, gegenseitige und körperliche Hilfe, wie auch die Regelung des sexuellen Lebens.

Ziel der Ehe ist es also nicht, zwei völlig sich entsprechende Naturen zusammenzubringen. Wenn dies das Ziel sein sollte, würde so mancher sein ganzes Leben auf der Suche nach einem solchen Partner sein. Wir dürfen ferner nicht vergessen, daß es zwar für eine gewisse Zeit möglich ist, zu einer vollkommenen Harmonie von Geist und Körper zu gelangen, es aber nicht wahrscheinlich ist, daß dieser Zustand ewig dauern wird» Die Möglichkeit einer solchen Harmonie kann sogar während der Trauung selbst blitzartig auftauchen, wenn der Bräutigam eine andere Frau, die Braut einen anderen Mann erblickt. Sie können zu sich selbst sagen: "Schade, daß ich ihn oder sie nicht früher kennengelernt habe, ich hätte ihn oder sie geheiratet«" Wenn jemand keine Versuchung dieser Art erlebt hat, so kann er von einer großen Gnade Gottes sprechen, und muß für sie dankbar sein.

Wenn nun auch die Partner zu Beginn völlig glücklich sind, müssen sie dennoch damit rechnen, daß die körperliche Schönheit verlorengehen kann, und daß auch der Charakter sich ändert - so oft und so leicht'. Krankheit oder Gram verzerrt das Antlitz, nimmt dem Körper seinen natürlichen Reiz, und wo nur die Sinne Befriedigung suchen, ist die Anziehungskraft bald zu Ende. Wie wenige Menschen sind es nur, die den Schleier des Körpers zurückschlagen, um die Herrlichkeiten des Geistes zu sehen, sich vor ihm zu neigen und dem ewigen GEIST die Ehre erweisen, dessen Abbild der menschliche Geist ist;

Von allem Anfang an sehen wir, daß eine so vollkommene Einheit nicht möglich ist, in welcher die Eheleute alle ihre Wünsche gegenseitig beruhigen könnten, da der menschliche Geist nach ewigen Vierten strebt, die kein erschaffenes Wesen bieten kann, "Für "

dich hast du uns erschaffen, oh Gott ... und unruhig ist mein Herz, solange es nicht in dir ruht!" (Hl. Augustinus.)

Infolge der ersten Sünde verlor der Mensch das lebendige Abbild des dreieinigen Gottes in seinem Herzen, die heiligmachende Gnade, und so blieb in seinem Herzen ein Abgrund, den allein Gott ausfüllen kann« Wenn wir auch noch so viel in diesen Abgrund werfen, er kann nie voll werden, Weder der Mann, noch die Frau, weder die Kinder, noch alle Schönheiten der Welt können ihn ganz füllen——und diese Leere wird am meisten dann verspürt, wenn die Einheit in der Liebe am vollkommensten zu sein scheint. Durch solche Seelen, die ganz von der natürlichen Liebe durchdrungen sind, wird von Zeit zu Zeit eine eigenartige Traurigkeit wehen, welche die Person versuchen wird zu vertreiben, für eine kurze Weile vielleicht mit Erfolg, um jedoch nur zu bald zu lernen, daß die Schatten umso tiefer in die Seele eingedrungen sind«

Gott ist eifersüchtig auf das menschliche Herz, Wenn es sich mit einem erschaffenen Ding zufrieden geben scheint, dann zeigt ER, daß das menschliche Herz weder sich noch jemanden anderen ohne SEIN HERZ glücklich machen kann. Manchmal verbirgt sich Gott gerade vor einem Menschen, der voll Sehnsucht nach IHM ist, um ihn erleben zu lassen, wie leer sein Leben ohne Gott ist. Trennung ist hart für ein liebendes Herz. In der Abwesenheit des geliebten Dinges lernt der Mensch, von welchem Wert das ist, was er nicht besitzt, verloren hat. Nicht selten gerade prüft Gott den Menschen in dieser Sache, wie wir schön von Heinrich Seuse erfahren: Die ewige Weisheit (spricht): Meine wahre Gegenwart erkennst du am besten hieran: Verberge ich mich und ziehe das Meine aus der (menschlichen) Seele ab, so wirst du erst inno, wer ich bin; wer aber du. Ich bin das ewige Gut, ohne das niemand etwas Gutes besitzt. Solange der Liebende bei dem Geliebten weilt, ermißt er dessen Liebe nicht; sind aber beide getrennt, so wird sich der Liebende erst des anderen Liebe bewußt." (1)

Bei der Erfüllung ihrer Pflichten müssen die Eheleute sich auf nicht geringe Hindernisse gefaßt machen, die vier Quellen entspringen können: Körper, Seele, Umwelt und Teufel.

Betrachten wir zuerst den Körper. Wer ist sicher, seine Gesundheit auch nur einen Augenblick behalten zu können? Was geschieht, wenn sich eine ernste Krankheit gleich in den ersten Tagen, vielleicht am Trauungstag selbst, meldet?

Ich erinnere mich an einen Fall, wo die junge Frau gleich in den ersten Tagen der Ehe an einer Grippe erkrankte, die sie unheilbar gelähmt ans Bett heftete. So lag sie schon zwanzig Jahre, Ihr Mann mußte alles tun, wie bei einem Kleinkind: sie waschen, anziehen, füttern, alles was nötig war. An sonnigen Tagen trug er sie für eine Weile in den Schatten des Gartens. Ich fragte den Mann schonend, ob ihm seine Frau nicht zur Last geworden ist. Er überraschte mich mit der Antwort, daß er sie von Tag zu Tag mehr liebe, und die Art und Weise, wie er mit ihr umging, bewies die Wahrheit seiner Worte..... und doch, wie wenig blieb übrig von der einst großen Schönheit! Wie viele solcher Fälle finden wir, wie selten aber mit solcher Liebe verbunden. Liebe, die sich ändert, wenn unverschuldete Änderung eintritt, ist nicht Liebe!

Die unserem Charakter entspringenden Hindernisse erscheinen in vielen Formen, zu jeder Zeit, oft ganz unerwartet, Einst sagte mir ein Rechtsanwalt, Vater von zwei bereits erwachsenen Töchtern: "Ich lobe mit meiner Frau schon dreißig Jahre, und erst gestern bin ich daraufgekommen, daß wir uns eigentlich nicht verstehen!" Das war nicht irgendein augenblickliches, vergängliches Gefühl, sondern das Endergebnis einer langdauernden Überlegung. "Aus einem kleinen Funken entsteht ein großes Feuer", dies gilt ganz besonders in der Ehe. Es ist wirklich edel, einen Menschen zu lieben, in dem Augenblicke aber, da wir mit ihm von Tag zu Tag in der engsten Gemeinschaft leben müssen, melden sich Schwierigkeiten. Und ich, der ich behauptete, bereit zu sein, für einen Menschen zu sterben, bin bereit, ihn sogar zu töten für ein ganz gewöhnliches Niesen, bemerkt Dostojewski in den Brüdern Karamasoff.

Vor der Ehe sind die Brautleute bereit, ein jeder in dem anderen einen Engel zu sehen. Leicht vergessen sie, daß alle Menschen auch Fehler haben, und daß diese sich ganz bestimmt eines Tages bemerkbar machen werden. Vor der Trauung ist es verhältnismäßig leicht

über die Schwierigkeiten hinwegzusehen, soweit sie dem Charakter entspringen, da sie ja meistens verborgen bleiben, und die Liebenden sich fürchten, sie könnten sich noch entfremden. Wenn sich aber das Band, nach dem sie sich so sehnten, als fester Krucist, als sie dachten, und sie zum Bewußtsein kommen, das es unauflöslich ist, kann das Leben für manchen unerträglich werden. Wenn wir den Liebenden vor der Trauung nur einen geringen Teil von dem sagen würden, was sie vielleicht später bei einem Ehescheidungsprozess öffentlich über sich aussagen werden, für nichts in der Welt würden sie das glauben. Gehen wir nun den eigentlichen Ursachen der Schwierigkeiten nach, so wissen wir oft wirklich nicht, ob wir über die Nichtigkeiten lachen oder weinen sollen. Halb im Ernst und halb im Scherz: Er kann nicht schlafen, weil die Uhr geht, sie weil sie nicht geht. Dies mag der erste Anlaß sein zur Spannung, die zuletzt bis in den Gerichtshof führt. In der Ehe, mehr denn anderswo, müssen wir die Worte des Herrn beherzigen; "Einer trage des andern Last; so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." (2) Die Frau muß lernen, dem Mann zu verzeihen, und der Mann ihr, im Bewußtsein, daß wir alle täglich in vielen Dingen unversehentlich verfehlen. Wir werden mehr darüber sprechen, wenn wir über die Liebe sprechen werden.

Die dritte Art der Schwierigkeiten entspringt der Umwelt. Es kann z.B. geschehen, daß der Mann plötzlich unverschuldet seine Arbeit verliert. Wenn er auch nicht hiermit alle Möglichkeiten verloren hat, den Haushalt zu erhalten, findet er keine, die seiner sozialen Einordnung entsprechen würde. Wie viel Gutes, aber auch wie viel Schlechtes kann die Frau für ihren Mann in solchen Umständen tun; Wenn sie sich nicht einschränken kann in ihren Anforderungen, und ihren sowieso schon niedergeschlagenen Mann mit Vorwürfen verfolgt, dann, besonders wenn Kinder in der Familie sind, wird das gemeinsame Leben zur Hölle, und es kann zu unüberdachten Handlungen kommen, mit dem unglücklichen Ende eines teilweise oder ganz zerstörten Familienlebens, welches äußerst selten noch einmal in Ordnung kommt.

Wenn es aber der Frau gelingt, die biologisch begründete Angst zu bewältigen, wird sie ihrem Manne ein Schutzengel sein. Armut beraubt den Menschen nicht seiner inneren Würde, die er von Gott empfangen hat. Um ein Aristokrat zu sein, dazu braucht man kein Schloß. Es genügt völlig, ein kleines Zimmer zu haben mit einem reinen Tisch, geschmückt etwa mit einem Blumenstrauß, zugleich mit einem Benehmen, das der Würde eines Kindes Gottes entspricht. Nachdem wir alles getan haben, was unserer Macht ist, überlassen wir die Sorge um den gedockten Tisch dem, der die Vögelin des Himmels füttert, und die Sorge um die Kleider dem, der die Lilien kleidet. Ein französisches Sprichwort sagt: 'Sei großmütig, und du wirst glücklich sein!' - "Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dien alles wird euch hinzugegeben werden." (3)

Es kann sogar soweit kommen, daß die Frau arbeiten gehen muß, da ihr Mann keine Arbeit findet. Nur für diesen extremen Fall können wir zustimmen, der äußersten Notwendigkeit, mehr werden wir darüber bei der Erziehung sprechen. Der Schaden, den die Familie in diesem Fall erleidet, ist in keinem Verhältnis zum finanziellen Gewinn, da die Familie es mit körperlichen, und was noch schlimmer ist, mit solchen Werten bezahlen muß.

Über die Anfeindungen des bösen Geistes, die keineswegs übersehen werden dürfen, wird an anderen Stellen gesprochen.

Da wir nun die Schwierigkeiten gezeigt haben, müssen wir auch jene Kraft zeigen, die uns über diese hinweghelfen kann, es ist die Liebe.

Wollten wir nun die Menschen von heute fragen, was die Liebe ist, so würden sie uns die Antwort schuldig bleiben, bestenfalls eine dunkle geben. Und doch brauchen wir die Liebe so notwendig. Wenn die Liebe in einem solchen Maße abnimmt, wie es bis jetzt geschehen ist, dann wird das Leben langsam unerträglich.

Liebe ist es, die Menschen an Menschen bindet, den Mann mit der Frau, die Kinder mit den Eltern. Es ist immer eine und dieselbe Liebe, die von Fall zu Fall ihre spezifische Färbung enthält. Wann liebe ich nun jemanden? dann, wenn ich ihm ver helfe, seine spezifische Vollkommenheit zu erlangen, oder wenn er sie bereits besitzen sollte, was kaum der Fall sein wird, sie zu behalten; wenn ich mein Glück darin finde, daß der andere glücklich ist. Dann liebe ich, wenn ich entschlossen bin, alles auf mich zu nehmen, nur um dieses Ziel zu erreichen. In der Ehe muß der Mann sein Glück in Glücke der Frau suchen

und die Frau im Glücke des Mannes, beide müssen bereit sein, alle dem notwendigen Opfer zu bringen. Die Eltern müssen sich für die Kinder opfern, die Kinder aber später für die Eltern, wie sie auch immer bereit sein müssen, diese glücklich zu machen; nur eine solche Liebe bringt Schönheit und Segen,

Ein Sprichwort sagt: "Lieben heißt verstehn, geliebt werden, verstanden werden". Es ist ein großer Irrtum zu sagen, daß Liebe blind sei. Im Gegenteil, die Liebe sieht, und je größer sie ist, umso klarer sieht sie. Die Leidenschaft ist blind, da sie selbstisch ist; sie denkt nur an sich selbst, an die Befriedigung ihrer eigenen Wünsche. Die Liebe gibt, denkt dabei nicht an den Preis, während die selbstische Leidenschaft - und sie kann nichts anderes als selbstisch sein - wohlbedacht kalkuliert.

Hier können wir auch den Unterschied finden, was die Ehe nach der Kirche und was sie nach der Welt ist. Nach der Idee der Ehe, wie die Welt sie geschaffen hat, erwartet ein jeder von ihr soviel wie nur möglich, ist aber nicht bereit, mehr als notwendig zu spenden. Nehmen wir an jemand hätte Geld deponiert, würde wenig oder nichts hinzugeben, dafür sehr viel herausnehmen, ist es da ein Wunder, wenn eines Tages sein Konto leer sein wird? Wenn jemand nun die Ehe nur selbstisch genießen will, wenn diese dann eines Tages ihm nichts mehr zu bieten hat - leichte Hilfe! Man sagt einfach es herrsche unter den Eheleuten eine unüberwindliche Aversion, und die Ehe ist zu Ende. Die christliche Ehe aber fordert von denen, die sie eingehen, ein Kreuz auf sich zu nehmen, zu geben ohne an die Höhe zu denken, weil zuletzt alles Gott gegeben werden soll selbst durch die Ehe, und nicht zuerst und zuletzt dem einen Menschen. Deshalb können solche Eheleute nicht enttäuscht werden, da das Hauptziel, welches sie anstreben, Gott in und durch die Ehe zu dienen, selbst dort erreicht wird, wo der Preis, den die Welt erwartet ausbleibt.

Wenn Lieben Verstehn ist, so müssen wir allererst von uns selbst ein klares Bild haben. Der Mensch ist nicht ein Stück Fleisch, welches durch die Welt rollt, um sich eines Tages in einen stinkenden Kadaver zu verwandeln, sondern ein Kind Gottes. Er ist kein bloßes Knäuel von Reflexen, welches nach einem von Menschen geschaffenen Plan verlaufen sollen, dies umso weniger, als kein Mensch dazu berechtigt ist, einen solchen einfach nach seinem Gutdünken zu schaffen. Nach Gottes Willen soll der Mensch allerdings Herr seiner selbst sein, aber nur als Verwalter des ihm von Gott anvertrauten Gutes, welches er Gott wieder in jener Vollkommenheit zurückerstatten muß, in welcher er es von Ihm in Empfang genommen hat, damit all dem, was er vermittels der ihm anvertrauten Fähigkeiten und Kräfte erreichen konnte und sollte, wie der natürlichen, so auch der übernatürlichen. Er selbst und die gesamte Umwelt sind ihm nicht als absolutes Eigentum übergeben, mit dem er nun tun könnte, was er wollte. Die ganze Welt ist nicht anderes als ein großes Orchester, in welchem der Mensch einer von den Solisten ist, und den Gesang seines Lebens nach der Partitur Gottes singen soll, im vollen Einklang mit der den Schöpfer preisenden Symphonie, zu seiner und aller Geschöpfe Freude. Wenn er sich aber entschließen sollte, auf seine eigene Faust zu singen, wenn er mit seinem Leben das "non serviam" ausspricht, "Ich will nicht dienen", "ich richte mich nicht nach der Partitur", dann wird er die unglücklichen Folgen an sich bald verspüren.

Irgendwie singen wir alle falsch, Gott aber wendet dies zum Guten. So falsch ist unser Gesang, daß, wäre es nicht um die Barmherzigkeit Gottes, niemand von uns vor Gottes Gericht bestehen könnte.

Es mag mancher sagen, auf diese Art sei der Mensch seines freien Willens beraubt, jedoch mit Unrecht. Niemals ist der Mensch freier, als wenn er sich den Geboten Gottes unterwirft. Wir dürfen Freiheit nicht mit Zügellosigkeit verwechseln. Eine zügellose Person ist immer Sklave des eigenen "Ich", der schlimmsten Knechtschaft verfallen.

Wenn ich den Menschen kennen will, so muß ich seinen Leib und seine Seele studieren. Wer war nicht ergriffen beim Betreten einer majestätischen Kathedrale, voll Staunen vor all der Pracht und Herrlichkeit, die ja nicht für den Menschen, sondern für Gott bestimmt ist, denn soweit sie auch für den Menschen ist, nur dazu ist es, um ihn schuldigst vor Gott zu führen, den er besingen will. bei dem er Hilfe sucht. Viele von den Schönheiten wird niemand mehr von den Menschen sehn, nachdem sie aus der Hand ihrer Schöpfer gekommen sind, was hat das aber zu sagen? Sie sind hier, um Gott zu dienen, und Gott sieht sie; sie preisen Ihn und ER hört sie, sie bitten für den Menschen, und ER neigt sich zu ihm.

Der menschliche Leib ist eine Kathedrale des Heiligen Geistes, erbaut von dem ARCHITECTEN des Universums selbst. Stellen wir uns vor eine Kirche, die nicht aus gewöhnlichen Steinen, sondern aus Edelsteinen gebaut wäre. Rote Rubine, blaue Aquamarine, grüne Smaragde, gelbe Topase, violette Amethyste, Diamanten und Kristalle, dies alles glänzend in den Strahlen der Morgensonne» Was für eine Pracht! Wen überraschen nun noch die Worte des hl. Paulus; "Wißt ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt? Wenn aber einer den Tempel Gottes zugrunderichtet, so wird ihn Gott zugrunderichten. Denn der Tempel Gottes ist heilig, und der seid ihr." (4)

Wie ist es nur möglich, daß wir jeden Respekt vor dem menschlichen Körper verloren haben, der so sehr von Gott geweiht ist, daß er, nachdem er dem menschlichen Geiste gedient hatte, in geweihten Boden versenkt worden muß! Wie können wir so indifferent den Leib gegenüberstehen, den der Herr selbst angenommen hat, und nicht zurückscheute vor dem Schoße der Jungfrau!

Sicher werdet ihr schon einen Apfel gegessen haben, meine lieben Leser, In der Mitte finden wir die Kerne, gemacht aus weißem Material: das ist alles, was wir bemerken, und werfen die Kerne größtenteils weg. Was für ein Wunder haben wir aber vor den Augen gehabt! Als ob eine geheimnisvolle Lacht den ganzen Apfelbaum in den Kern verzaubert hätte. Umsonst fragen wir - kein Wissenschaftler könnte uns die Antwort geben - wie der ganze große Baum im kleinen Samenkörnlein verborgen ist. Wo sind da die Wurzeln, die so tief in die Erde treiben, wo der mächtige Stamm, den wir kaum umarmen können, wo die schattigen Blätter, die rosensfarbigen Blüten, die saftigen Früchte? Gelehrte Köpfe werden vielleicht vom Epigenetismus und Präformationismus sprechen, lauter Worte, die uns nichts erklären.

Solch ein Samenkörnlein waren auch wir im Schoße unserer Mutter. Denken wir nur ein wenig an unsere Vergangenheit. Wir werden kleiner und kleiner, zehn Jahre, fünf, vier, drei, zwei, ja wir kehren zurück bis in den Schoß unserer Mutter, jenen Schoß, aus welchem auch unser Herr selbst hervorgegangen ist. Die Mutter der sieben Makkabäer ermahnte ihre Söhne folgendermaßen: "Ich weiß nicht, wie ihr in meinem Schoße gebildet wurdet. Nicht ich gab euch Odem und Leben, noch fügte ich die Gliedmaßen eines jeden von euch kunstvoll zusammen. Der Schöpfer des Weltalls ist es, der den Ursprung des Menschlichen bewirkt, wie er allein das Dasein gibt." (5).

Wer sind die Kunstarbeiter im Schoße der Mutter, wer die genialen Architekten, die den Bau der Kathedrale unseres Körpers leiten! Woher nehmen sie das Material? - die hunderte Quadrillionen von Molekülen, die immerwährend sich in Verwandlungen befinden? Dazu der geheimnisvolle Raum! Können wir da nicht mit dem Psalmisten sagen: "Es haben deine Hände mich gemacht und gebildet!" (6), und uns im Staunen vor dem Schöpfer neigen? Was ist der Mensch! Eddington sagt in seinem Buch "Die Natur der physikalischen Welt": "Die Enthüllung des leeren Raumes innerhalb des Atoms durch die moderne Physik ist mehr beunruhigend als die Enthüllung der Räume zwischen den Sternen durch die Astronomie. Das Atom ist ebenso porös wie das Sonnensystem. Wenn wir allen freien Raum im menschlichen Körper ausschließen würden, und alle Protonen und Elektronen in eine einzige Lasse zusammenziehen würden, der Mensch würde zu einem so kleinen Stückchen reduziert sein, daß es gerade nur noch mit einem Vergrößerungsglas sichtbar ist." Welch schauerliche Leere ist der Mensch, was kann er aber verursachen! Er kann ganze Völker vernichten, ja sich sogar seinem Schöpfer gegenüber widersetzen!

Der Mensch ist aber nicht nur Quantität, eine vorübergehende, hoffnungslose Quantität; In seinen Gedanken sagt Pascal: "Die ganze Würde des Menschlichen ist im Denken!"¹¹ Der Mensch ist nur ein sehr schwaches Rohr der Natur; aber er ist ein denkendes Rohr. Das ganze Universum braucht sich nicht zu waffnen, ihn zu zermalmen» Etwas Dampf, ein Tropfen Wasser genügt ihn zu töten. Aber wenn das Universum ihn zermalmt, der Mensch ist doch viel edler als das, was ihn tötet, denn er weiß, daß er stirbt, welchen Vorzug das Universum auch von ihm hat, das Universum weiß nichts davon. Also besteht all' unsere Würde im Gedanken."

" Die Seele, - so schreibt der Schweizer Psychiater C.G. Jung - enthält so viele Rätsel, vor deren erhabenem Anblick nur ein phantasieloser Geist sein Ungenügen sich nicht zugehen kann. Bei dieser äußersten Unsicherheit menschlicher Auffassung ist aufklärerisches

Getue nicht nur lächerlich, sondern auch betrüblich geistlos." (7)

Wenn der Körper eine Kathedrale ist, dann ist der menschliche Geist ein Tabernakel in welchem, wenn er rein und frei von der Selbstliebe ist, der dreieinige Gott sich in seiner Gnade widerspiegelt.

In einer Novelle des tschechischen Schriftstellers Zeyer, sagt ein alter Brahmane: "Wer keine Leidenschaft kennt, die Angst überwunden hat, wer Herr seiner Sinne ist, und im Herzen Frieden hat, der wird im ruhigen Lichte der Wahrheit seine Seele sehn, rein, majestätisch in ihren Adel" und wir können hinzufügen: Er wird Gott in ihr sehn!

In einem Alphonso, rein wie ein Kristall, dessen Oberfläche glatt ist wie ein Spiegel, strahlt uns die goldene Sonne am blauen Himmel samt den schneeweißen Wolken entgegen, als wären sie alle in den See gefallen. Dasselbe finden wir in einer Seele, die rein ist, frei von Selbstsucht, frei von einer Todsünde, die Oberfläche ist rullig und Gott strahlt uns entgegen.

Es mag aber sein, daß ein Sturmwind über den See hinwegfegt, dann kräuselt sich die Oberfläche, die Wellen wachsen an, und eine jagt die andere, es scheint als brodelte das Wasser .».. all die Herrlichkeit des Himmels ist verschwunden, die Sonne ist nicht mehr da. So verhält es sich mit einer Seele, die mit Selbstsucht bedeckt ist, deren Oberfläche gepeitscht wird von Leidenschaften, die sich über die Seele ergießen; gepeitscht von Stolz, Geiz, Unmäßigkeit, Unkuschheit, Haß Neid, Trägheit, usw. Aus einer solchen Seele kann uns Gott mit seinem Himmel nicht entgegenstrahlen, und auch die Seele selbst kann ihr wahres Antlitz in Gott nicht schauen, in welchen allein sie ja sich selbst sehen kann.

Hierin finden wir die Erklärung, warum so manche Gott nicht finden, warum es nicht einmal möglich ist, IHN ihnen zu zeigen, da sie ja unfähig sind, IHN zu sehen, "Selig, die reinen Herzens sind; Sie werden Gott schauen." (8) Das ist es, woran Pascal dachte als er sagte: "Trachtet euch nicht zu überzeugen durch Anhäufung von Gottesbeweisen, sondern durch die Beherrschung eurer Leidenschaften, die euer größtes Hindernis sind." Solange sich der Sturm nicht legt, ist alles umsonst!

Wer könnte nun nicht Ehrfurcht vor dem Menschen haben! Der Mensch ist ein durch den Willen Gottes unsterblicher Geist, begabt mit Vernunft, Herz und freiem Willen dem von Gott als Instrument der Körper gegeben wurde, damit er mit seiner Hilfe sich in der materiellen Welt offenbaren könne, in welcher er zu leben hat. Der Geist bildet mit dem Körper eine geheimnisvolle Einheit, in welcher, nach erlangter Vervollkommnung an Leib und Seele, er die ganze Ewigkeit leben soll.

Lieben heißt also sein eigenes "Ich" verstehen, welches ja ein unsterblicher Geist ist, wenn auch mit Körper bekleidet. Das "Ich" der Menschen verstehen, die ganze Umwelt, in welcher der Mensch König sein sollte und auch noch heute herrschen soll, natürlich mit Gottes Hilfe!

Wenn wir all dieses bedenken würden, wie besser und leichter würden wir da leben: Gibt es einen Musiker, der im Banne der Schönheit der Symphonie diese mit einem falschen Ton stören wollte? Würde ein Maler ein Kunstwerk bewerfen? Das ist doch undenkbar;

Die Kunst ist nicht imstande den erhabenen Augenblick darzubieten, wenn der Sämann die Saat dem gewissenhaft bereiteten Boden anvertraut, wie heilig ist er in seiner Hoffnung!

Der geheimnisvollste, reinste und heiligste Augenblick im menschlichen Leben ist der, wenn der Mann sich ganz seiner Frau gibt und sie ihm, mit Seele und Leib, so daß eine neue Blüte am gemeinsamen Baum des Lebens aufblühen kann: das Kind. Dieses Wunder muß aber aus einer dreifachen Liebe wachsen, aus der Liebe des Mannes zu seiner Frau,

und der Frau zu ihrem Mann, beider dann zu dem Dritten, welches ihnen Gott vielleicht gewähren wird.

Fortsetzung folgt.

1. Büchlein der ewigen Weisheit, Neuntes Kapitel,
2. Gal. 6,2.
3. Matth. 6,33.
4. 1 Kor. 3,16-17
5. 2 Makk. 7,22-23
6. Psalm 118,73
7. C.G. Jung, Wirklichkeit der Seele 229
8. Matth. 5,8.

EINE SONDERBARE

HERMENEUTIK

von
Theologieprofessor Dr.P.Sev.Grill
SCCist, Stift Heiligenkreuz b.Wien

Im Jahre 1970 ist bei Herder ein Buch erschienen mit dem Titel: Die Bibel und unsere Sprache. Eine konkrete Hermeneutik. Es erweist sich als notwendig, zu dem Buch Stellung zu nehmen. Es handelt sich um ein Sammelwerk, in dem Anton Grabner Heidor mit einem Stab von ca. zwanzig Mitarbeitern den Nachweis erbringen will, daß uns die Sprache der Bibel d.h. ihre Ideenwelt fremd geworden sei, weil ihre Ansichten einem Weltbild entstammen, das uns Heutigen nicht mehr liegt. Es werden über achtzig ausgewählte Grundbegriffe der Glaubens- und Sittenlehre herausgehoben und kritisch beurteilt, ob sie der Gesellschaftsstruktur der Gegenwart entsprechen oder nicht. Im ersten Falle wird die Kirche zur Rede gestellt, warum sie sich in sozialer Beziehung nicht an die biblische Weisung halte. Im letzteren Falle wird die Bibel selbst angeklagt, daß sie einer Herren- und Sklavemoral huldige, die in der Gegenwart nicht mehr haltbar ist. Das Buch ist also eine Gesellschaftslehre, aber keine Hermeneutik im bibelwissenschaftlichen Sinn. Als solche müßte es auf Materien eingehen, die dem Buch ganz fehlen. Wie z.B. die Textkritik, biblische Phraseologie und Bildersprache. Da es unmöglich ist, bei der Fülle der Gedanken des 500 Seiten umfassenden Buches auf Einzelnes einzugehen, müssen wir uns auf einige der wichtigsten Äußerungen beschränken, aus denen aber genugsam der Geist des Werkes ersichtlich ist. Wir wählen aus: Gott-Christus-Glaube-Sünde-Kirche-Offenbarung.

G o t t s e i die personhaft gedachte Wirklichkeit. (S. 27). In der Bibel werde Gott vorgeführt als Großkönig oder Großgrundbesitzer, der seine Untertanen auf den Gehorsam verpflichtet. Einen solchen Gott bräuchten alle, die herrschen wollten und sich Untertanen suchten (S. 30). Das sei ein Verrat an Gott und aus ihm ein Götze geworden. Die kirchliche Theologie und Praxis vertrete weithin einen solchen Götzen. Wir antworten: Gott erscheint in der Bibel, wie sein Name besagt, als Seiender und der das Sein Gebende (Jahve). Er ist ein liebender Vater für alle, die an ihn glauben und ihm freudig dienen, aber ein harter König nur für die, die ihn nicht anerkennen. Doch seine Hand findet alle seine Feinde und seine Rechte diejenigen, die ihn hassen (Ps 21,9).

C h r i s t u s. Christus ist der Sohn Gottes, aber nicht im biologischen Sinn als Sohn der Jungfrau und die 2. Person der heiligen Dreifaltigkeit, sondern wegen seiner edlen Gesinnung und Selbsthingabe für die Menschheit. Ihn nachzuahmen sei nicht erforderlich (S. 173). Er war weder Priester noch Gesetzeslehrer und nannte sich niemals den Gesalbten. Wir antworten: In Christus unterscheiden wir eine ewige Geburt aus dem Vater und eine zeitliche aus der Jungfrau Maria. Das Geheimnis der Dreifaltigkeit betrifft das

Sein, das Erkennen und die Liebe. Ihr sollt euch nicht Rabbi (Lehrer) nennen lassen. Denn einer ist euer Lehrer: Christus (Mt 23,8). Im Hebräerbrief 9,11 lehrt Paulus; Christus ist gekommen, um Hoherpriester der zukünftigen Güter zu sein. Das ganze Alte Testament kennt keine einzige Stelle, an der von der Auferstehung des Messias die Rede sei? Was ist es dann mit Is 53,12, nach der der vorher gerauerte und getötete Knecht des Herrn "wieder das Licht sehen soll", d.h. lebendig werden soll?

G l a u b e. Der christliche Glaube lässt sich nicht auf das Jenseits vertrösten, sondern er nimmt teil an der Kraft des Diesseits (S. 399). Der Satz zeigt anschaulich, daß es sich beim Motiv "Glauben" trotz Hebr 11,1 (Glaube ist ein Wissen und ein Hoffen) primär um die soziale Praxis handle. Er sei ein Wissen aus der Erfahrung und sta/me nicht von einer Offenbarung. Offenbarung als ein Wissen, das nicht von dieser Welt stammt, ist unserem Bewußtsein und unserer Sprache fremd geworden (S. 53). Es sei kein Spezifikum der biblischen Religion, Offenbarungsreligion zu sein (S. 49). Soweit die Verfasser trotz dieser Grundhaltung doch eingehen auf Theorie und Metaphysik, stehen sie natürlich auf dem Boden der sogenannten "Freien Schule" in der Bibelauslegung, so z.B. in der Lehre von der Hominisation = Entstehung des Menschen aus dem Tierreich und im Palygenismus, d.h. gleichzeitig oftmalige Entstehung aus dem Tierreich an verschiedenen Orten der Erde (S. 410 und 443) - Der Dekalog zeige Verwandtschaft mit hebräischen Gesetzen (Moses habe herübergenommen, nicht selbst ein menschenfreundliches Gesetz geschaffen). Von der Auferstehung Jesu habe die Urkirche nur ergriffen bekennen gesprochen (S. 113). Die Erzählung vom leeren Grabe sei nur Internretament des festen Glaubens der Jünger, daß Jesus nicht tot sei, sondern lebe. Wir antworten: Der Glaube muß nach Hebr 11,1 auch das Wissen um das Woher und Wohin des Menschen umfassen. Zu seiner näheren Aufhellung dienen Bibel und Tradition, d.h. die Schriften der Kirchenväter. Diese werden freilich von den Verfassern niemals zitiert, ein Zeichen, daß sie diese nie gelesen haben. Das ist doch wohl ein grober Fehler gegen die Wissenschaft, nicht alles einzusehen, was zur Klärung einer Frage beiträgt,

S ü n d e. Unter diesem Begriff nimmt die Verfasserin (L. Katter) zugleich Unglaube, Böses, Teufel und Welt vor. Ihr Aufsatz ist einer der besten oder überhaupt der beste des ganzen Buches. Sie rechnet ernstlich mit der Existenz des personalhaft Bösen d.h. der Dämonen, deren Macht durch Christus gebrochen ist. "Die Bibel bekennt, daß Menschen in seiner Nachfolge als Freie d.h. als Sündenbefreite leben können" (S. 83) Doch kann sich auch sie in der Untersuchung über die Sünde von der soziologischen Scheuklappe nicht freimachen. Denn "Unterdrückungsmechanismen und Herrschaftsformen im menschlichen Zusammenleben haben vor allem mit Sünde im biblischen Sinn zu tun" (S. 84). Nicht richtig ist, daß durch die kirchliche Moral und Bußpraxis der Begriff Sünde hauptsächlich auf die Normen um das 6. Gebot konzentriert wird. Es gibt wohl noch andere Verstöße gegen das christliche Sittengesetz, die von der Moral gebrandmarkt werden.

K i r c h e. Das Wort "Kirche" wird philologisch richtig gedeutet als "kyriako" = dem Herrn gehörig (vgl. das Symbol; Braut Christi Joh. 3,29. 2 Kor 11,2). Josus habe keine Kirche gegründet ist insofern richtig, weil es eine Kirche vom Anfang an gegeben hat, eine sichtbare bei den Juden und eine unsichtbare bei den Heiden, die einen Weinberg Gottes darstellten. Zu sagen: Er hat der Kirche keine hierarchische Verfassung gegeben, ist falsch, weil er die im Alten Testament grundgelegte übernommen hat: Levit = Diakon. Priester = Priester. Hoherpriester = Papst (der Begriff Bischof schwankt). Es brauche keine Hierarchie, denn die Gesamtgemeinde sei Trägerin des Geistes, Amtsvorsteher seien Nebensache (S. 197). Weil die heutige Kirche von einem falschen Gottesbild ausgehe, habe sie ihre sozialen Pflichten nicht erfüllt. Hier erhebt der Herausgeber A. Grabner-Heidor eine massive Anklage: "Wie ist die heutige Situation? Immer mehr Christen begreifen die Selbstentfremdung der Kirche und ihre Veräußerlichung des Evangeliums nicht und viele kritische Zeitgenossen haben diese Kirche verlassen, weil sie ihnen längst kein Evangelium zu sagen vermag, ja weil sie sich teilweise zu einer unmenschlichen Lehre und Praxis bekennt. Die humane Evolution hat ihre Initiatorin, die Kirche, überflügelt und teilweise abgehängt.... Dadurch ist ihre Sprache vielfach nichtssagend geworden..." (S. 203).

Wir antworten: Die Sprache der Kirche ist den Heutigen nicht fremd geworden, sondern vom Anfang an fremd geblieben, man ist in ihr eigentliches und innerstes Sein und Wollen niemals eingedrungen. Dazu hätte es freilich einer umfassenden Kenntnis aller Motive der Bibel, nicht bloß der soziologischen, und der Lektüre der Kirchenväter bedurft, die jeweils die einschlägigen Stellen wie Amos 5,11, Oseas 7,3 und den Jakobusbrief erklärt und die notwendigen Mahnungen daran geschlossen haben» kan müsste u.a. z.B. Salvian (400-480) kennen, der durch das Massenelend seiner Zeit und Umgebung veranlaßt wurde, das Grundübel jener Tage, die Habsucht, auch der Geistlichen, zu tadeln. Man müsste zugeben, daß sich ein Vogelsang, Eichhorn, Scheicher, Ketteier u.s.w. um die Lösung der sozialen Frage bemüht haben. Siehe den Artikel "Soziallehre" im Lex.f.Theol. u.Kirche 9, 918-928.

Offenbarung. Ein Wissen, das nicht von dieser Welt stamme, gebe es nicht, sondern alles Wissen stamme aus der Erfahrung, die Israel gemacht habe. Wir antworten: Der Begriff Erfahrung schließt übernatürliche Herkunft nicht aus.(1) Wenn in der Bibel Gedanken und Lehren vorgelegt werden, die sich über die natürliche Umgebung erheben, so liegt ihr Ursprung eben im Jenseitigen. Das gilt sogar schon der künstlerischen Inspiration, wie J. Haydn bei der Aufführung seiner Schöpfung ausgerufen hat: "Nicht von mir, sondern von oben kommen diese Töne". Zahlreiche biblische Wendungen betonen, daß diese oder jene Eingebung ein "Wort" Jahves sei. Es erging das Wort des Herrn ... 1 Kge 12,22 u.s.w. Vision, die zuteil wurde Is 1,1 und in der Folge viermal, bei Jeremias zehnmal. Ps 89,20: Du sprachst in Gesichtern zu deinen Heiligen..« Ezechiel sah den Gotteswagen Kap. 1 und den Bau des zukünftigen Tempels Kap. 40-42. Dem Daniel geschah eine Schauung des Hauptes 4,7 und 4,11. Alle Bücher des Alten und des Neuen Testaments sind durch göttliche Anwehung geschrieben worden, sagt Klemens von Alexandrien im Buche Stromata (PG 9,1069). Kein Mensch, auch kein Apostel wäre jemals auf die Visionen der Geheimen Offenbarung gekommen, wenn sie dem hlg. Johannes nicht von oben mitgeteilt worden wäre.

Das ist allerdings festzuhalten, daß es einen Fortschritt in der Offenbarung gegeben hat. Denn "mehr als Abraham wurde Moses, mehr als Moses wurden die Propheten und mehr als die Propheten wurden die Apostel in der Wissenschaft des allmächtigen Gottes unterwiesen" (Gregor d.Gr. Ezechiel-Homilien 2.4, 12 FL 76,900). Die Bibel berichtet ferner, daß die neuen Offenbarungsstufen jeweils durch Bundesschließungen, die mit Opfern verbunden waren, eingeleitet wurden.(Noe u. . 8,20. Abraham 15. 7-21. Salomon 1 Kge 8,62. Ezechias 2 Chron 30,22). Als diese Vorbilder erfüllt waren, kam es zur Endoffenbarung des Neuen Testaments, bei sich Christus selbst hinopferte und dieses Opfer für ewige Zeiten zur Erinnerung an die Gottestat einsetzte.

Der Neue Bund kennt keine Veränderung mehr von Gesetz zu Gesetz oder von Bund zu Bund wie die Synagoge zur Kirche (Ephräm. Ed, Lamy II,154). Die Überbetonung der irdischen Wohlfahrt und des Materiellen erinnert an das Alte Testament, dem diese Gesichtspunkte eigen waren, entspricht aber nicht dem Neuen Testament, das über höhere Werte verfügt. Damit ist nicht gesagt, daß dieses über die materiellen Werte hinwegsieht, es rückt sie nur an die zweite Stelle als Folge und Begleiterscheinung der ersten. In dieser Hinsicht fehlt Würdigung gewisser neutestamentlicher Begriffe wie das Lob der Armut Mt 5,2, der Zufriedenheit 1 Tim 6,8. Der Jungfräulichkeit Mt 19,23. 1Kor 7,7. Offb 14,4. Ein Mangel ist auch die Ignorierung der Kirchenväter und der Scholastiker, die sich doch auch unter Verwertung der heidnischen Philosophie über die Heilige Schrift exegetisch vertieft haben.

Kein Gefühl für Wesen und Wirken der Kirche, sondern nur eisige Ablehnung derselben weht uns aus dem Buch entgegen, das aus einer Voraussetzung geschrieben ist, als ob es keine Anhänger der Kirche gäbe. Das Buch ist somit keine Hermeneutik im wissenschaftlichen Sinne, was wir darunter verstehen, die auf den genzen Inhalt der Bibel Rücksicht nimmt, sondern eine Gesellschaftslehre auf Grund einseitig ausgewählter Bibeltexte, um nicht zu sagen eine Propaganda für den Sozialismus»

(1) Sogar Mohammed sagt im Koran Sure 6,91: Sie ehren Gott nicht, wenn Sie sagen, Gott habe nie einem Fleischwesen etwas geoffenbart. Sprich: Wer offenbarte denn das Buch, mit dem Moses kam, ein Licht und eine Rechtleitung für die Menschen:

GEHORCHT!

=====

von Paul Scortesco
(Suppl.v.Lumière, Nr.101, Okt.1972)

Heute jagt die Wahrheit Schrecken ein. - "Wenn man bei der Verteidigung der Wahrheit einen Skandal befürchten muß, dann ist es besser, daß dieser Skandal auftritt, als daß man darauf verzichtet, die Wahrheit zu verteidigen." (Hl.Gregor d. Große),

I.

Der blinde Gehorsam

"Wer sich durch Gehorsam etwas Schlechtem unterwirft, der steht der Auflehnung näher als der Unterwerfung." (Hl.Bernhard, 23).

Es ist äußerst vorteilhaft, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, es ist auch äußerst einträglich, die Augen zu schließen und blind zu gehorchen. In dieser Stunde lohnt sich dies mehr als der Widerstand. Im ersten Fall erwirbt man Lorbeeren - und Subventionen, im zweiten aber Verfolgungen. Dies ist bedauerlich, wir aber ziehen die Verfolgung vor. Dies geschieht oft, wenn man den Mächtigen dieser Welt die reine Wahrheit vorhält.

Man sagt uns heute: "Gehorcht!" - Wem aber und worin? Jenen, die die Kirche zerstören? Ihren schrecklichen Lehren, welche die der Kirche angreifen? Und wer sind die Drahtzieher jener Marionetten, die sich vorne auf der Bühne befinden? Denn indem man ihnen gehorcht, gehorcht man jener mysteriösen Präsenz, die sich hinter den Kulissen der Kirche befindet.....

Ich hatte es schon vermutet, aber nachdem ich einen Brief bekommen habe, bin ich dessen sicher. Was er enthält, scheint auf den ersten Blick übertrieben, aber wenn man darüber nachdenkt, erklärt er uns beinahe alles, was sich in der Kirche unter der "Herrschaft" Pauls VI. ereignet. Er hat es übrigens selbst eingestanden zu St. Peter am 29 Juni 1972, am 9. Jahrestag seiner Krönung.

Ist es die Erinnerung an seine Gegenwart in der Kirche, die den Satan dazu bewog zu antworten? Keine Leser erinnern sich vielleicht an meinen offenen Brief, den ich ihm geschrieben und ihn darin beschuldigt habe - vier Jahre früher als Paul VI. -, in der Kirche alles zertrümmert zu haben. Und welche Proteststürme sogar vonseiten meiner Freunde!

Nun, es war wahr: Der Satan ist in der Kirche, er hat auf meine Anklagen geantwortet. Nachdem ich nun seinen Brief - mit der Fanzette - gelesen habe, denke ich an die Gläubigen, die in dieser Stunde blind gehorchen, und ich habe mich entschlossen, diesen Brief zu veröffentlichen. Hier ist er:

"Ich fühlte mich durch Ihr Schreiben geschmeichelt und geehrt. Es beweist mir, daß meine Anstrengungen nicht umsonst waren. Und obgleich der Stolz nicht meine Stärke ist, muß ich doch gestehen, daß ich besonders seit den letzten zwölf Jahren mit mir recht zufrieden bin. Ich habe verschiedentlich Angriffe auf die Zitadelle des Eindringlings unternommen, der die Kühnheit hatte, sie in meinem Reiche aufzurichten. Doch allen meinen Angriffen, selbst seit der Französischen Revolution - warum? sie ist doch mein Werk hat sie widerstanden, bis ich auf die Idee kam, den Eindringling nachzuahmen, bis ich mich meinerseits in sein eigenes Reich einschlich.

Und welcher prächtiger Erfolg; Seit jener Zeit nimmt mein Einfluß in der Kirche alle Tage zu, seit den letzten beiden Pontifikaten in einem Maße, daß ich ohne Übertreibung

sagen kann, daß die Kirche nun zu meiner süßen Braut geworden ist

"Die erobernde Kirche?" - Aber nein, die eroberte Kirche! Kann man heute daran noch zweifeln? Erobert, weil der Großteil ihres Klerus mir gehört. Um es genauer zu sagen: Ich setze den Anfang meines großen Erfolges in jenen Augenblick, da Johannes XXIII. auf die Idee kam, ein Konzil einzuberufen. Ihr erratet vielleicht die Quelle solcher Eingebung (.. .)

So verfügte ich mich denn durch "die zur Welt geöffneten Fenster", Wie schön waren jene Worte Johannes XXIII. Eine geniale Initiative, die aus der Kirche tatsächlich mehr gemacht hat als zu meiner Braut, nämlich zu meiner Magd. Gerade deswegen haben doch die Bischöfe im Verlauf des Konzils immer wiederholt - mit wenigen Ausnahmen -, daß die Kirche der Welt diene - und ihrem Fürsten.

Das ist der Grund, weswegen ihr mir zu dienen und zu gehorchen habt! Ja, mir zu gehorchen, dem Lichte dieser Welt, Luzifer, damit ich mit eurer Hilfe jenen erneut kreuzigen kann, der hienieden hat regieren wollen: "Zu uns komme Dein Reich"... - Ach, nur das nicht! Nicht bei mir! Bei mir wird er immer mehr gekreuzigt werden, und dies alle Tage, und besser als auf Golgatha. So wird ihm die Lust vergehen, in mein Reich zurückzukehren.

Zu diesem Zweck verlange ich von euch blinden Gehorsam gegenüber der heutigen Behörde der Kirche. Tut ihr das nicht, so werde ich euch verfolgen, euch Freunde des Gekreuzigten!

Die Meinen sind zu allen möglichen Nachforschungen und Widerlegungen berechtigt. Ihr aber habt keine Rechte, nicht einmal im Namen eurer Grundsätze, unter denen der des "heiligen Gehorsams" sich befindet.

Gehorcht - und hier ist der Ungehorsam unverzeihlich-, da meine Autorität euch erklärt, daß Christus wie alle Menschen nur nach dem Bilde Gottes ist und nicht beansprucht hat, Gott gleich zu sein. Sagt ruhig, daß Christus nicht Gott ist. Gehorcht nicht den Übersetzungen der Evangelien und Briefe, die gefälscht worden sind, um euch glauben zu machen, daß "Christus die zweite Person der Dreifaltigkeit" sei. Welch ein Irrtum mit unheilvollen Sorgen!

Glücklicherweise greife ich seit 10 Jahren ein, um solche Fälschungen zu verbessern, denn es entgeht mir nichts, ich habe die Augen überall. Gehorcht also diesem Wiedererstehen der Wahrheit, gebilligt durch Paul VI. und seine getreuen Freunde der "hl. Kongregation des göttlichen Kultes". Diese Wahrheit wurde in allen französischsprachigen Kirchen am Palmsonntag verkündet. Gehorcht, einigen Ungehorsamen zum Trotz, die protestierten und über Vielehe sich meine Freunde lustig gemacht haben, indem sie eine neue Übersetzung vorlegten, die in anderen Worten dasselbe besagte.

Welch ein Triumph! Wenn Christus nicht Gott ist, dann gibt es keine Messe mehr, keine Kosekration, keine Sakramente! Es gibt nicht einmal mehr eine Dreifaltigkeit, nachdem der "Sohn Gottes" verschwunden ist. Er ist also auch nicht für euch gestorben. Am Kreuze hing ein bloßer Mensch. Und jene, die heute glauben, "Hessen" beizuwohnen, nehmen an nichts anderem teil als an profanen Versammlungen: das ist es, was ich von ganzem Herzen gewünscht habe, verwundet vom Mythos, den zu entmythologisieren es mir endlich gelungen ist.

• "Der Priester handelnd in der Person Christi ..." Ohi "Jesus gegenwärtig unter den hl. Gestalten" - Eine Verirrung, die ich in meinem Reiche nicht mehr dulde. Besucht meine neuen Messen, da besteht keine Gefahr, dieser Verirrung zu begegnen: lassen, die wie bei den Protestanten nur ein Gedächtnis darstellen, und nicht das wirklich erneuerte Kreuzesopfer.

Und Welch ein Geniestreich, das "Mysterium Fidei" aus der Kosekration herausgerissen zu haben, um es durch das Volk verkünden zu lassen, durch mein liebes souveränes Volk. Im Namen der strikten Obszanz - ihr seht, ich kenne eure Religion, wie ihr bald meine kennen werdet - befehle ich euch, an diesen "brüderlichen Mahlzeiten" teilzunehmen und

euch ganz tief vor der heutigen Hierarchie zu verneigen, die dies in meiner demokratischen und kollegialen Kirche verlangt.

Man muß auch Schluß machen mit der "Auferstehung Christi". Weder ein Mohammed, noch ein Buddha, weder Luther noch Marx sind wieder auferstanden. Eben auf jener vorgblichen Auferstehung beruht eure Religion, sie hat zu viele Zerstörungen in der Geschichte angestellt, "jene Illusion, die sich im Bereich des Geistes vollzieht", wie an Ostern mein braver Pfarrer von Notre-Dame-des-Champs in Paris erklärt hat. Gehorcht ihm, denn er wird gestützt von seinem Oberen, Kardinal Marty, jenem Primas "der ältesten Tochter der Kirche", in dessen Augen "Gott nicht konservativ ist", sondern hundertprozentig revolutionär. Und im übrigen segne ich ihn, den großen Beschützer der Raufbolde von Sacré-Coeur von Montmartre; Erfüllt seine Wünsche; Seid gelehrig, schmiegsam, fügsam, geschmeidig. Paßt euch allem an, was eure Oberen von euch verlangen, es sind ja die besten, die ihr je gehabt habt, ebenso der größte aller Päpste.

Wenn nicht, dann gebt acht: Ihr werdet von der Kirche gebannt, wie ein Abbé Coache und so viele andere Priester, welche sich erdreisten, Widerstand zu leisten, alle jene "Traditionalisten", welche den Frieden der Kirche stören und Verwirrung in sich säen. Ach, wenn sie mir doch nur einige kleine Konzessionen machen wollten, sich z.B. zum Marxismus bekehren, Homosexuelle trauen, Frauen zum Diakonat zulassen wollten, Ich würde sie alle zu Bischöfen machen.

Aber leider lieben sie die Mutter Gottes. Skandal! Apostasie!! Ihre Gegenwart besudelt das Antlitz der Erde, meiner Erde. Sie soll verschwinden! Ihr fragt euch, woher der heutige Kampf gegen den Kult der Jungfrau kommt und warum man sie viermal aus der neuen Messe gejagt hat? ... Seht, denkt ein wenig nach: Wer hat mir ihrem Fiat eurem Gott Zutritt in mein Reich verschafft? Den Zugang in diese Welt, deren Fürst ich in Wirklichkeit bin, wie er ja selber es oft anerkannt hat. Und nun kommt sie und mischt sich in meine Angelegenheiten: Warum darüber staunen, daß die Priester, die mir ergeben sind, auch ihr Avo Maria mißhandeln, und daß andere sich weigern, die Rosenkränze zu segnen, und sie den Händen der Kommunizierenden entreißen. (P.Lolong, "L'Aurore", 1. Juni 1972).

Und immer wieder geschieht es wegen Maria, daß ich eine solche Abneigung gegen die Messe des hl. Pius V. empfinde; Er ist es, der den Rosenkranz in Europa verbreitet hat. Er hat mich durch Maria bei Lepanto geschlagen. Paul VI. hatte vollkommen recht, daß er die Messe Pius' V. durch die seine ersetzt hat. Er hat mir seinen großen Dienst erwiesen. Immer ist es Mariae wegen, daß ich mich für die Russen, Polen, Ungarn, Rumänen, Tschechen und andere Fanatiker interessiere, welche sie nicht vergessen haben, und die ich in meinen Umzichungsstätten pflege oder in meinen stärkenden Irrenhäusern ... Weise Einrichtungen, denn man muß wahrhaftig verrückt sein, im Zeitalter meines Lichts an eine "Heilige Jungfrau" zu glauben. Ich werde durch eine dritte Revolution ans Ziel kommen, da jene von 1789 und 1917 nur Etappen auf dem Weg bedeuten, der zur Herstellung der Hölle - pardon - des Paradieses auf Erden führen wird. Aber um dazu zu gelangen, muß ich nicht bloß den Marienkult sondern die Kirche selber mitsamt ihrem Bande zwischen Gott und den Menschen, seiner "realen Gegenwart" zum Verschwinden bringe. Jedes Mal, wenn diese Messe gefeiert wird, vollzieht sich das Werk eurer Erlösung: so viele Seelen werden mir entrissen; So etwas darf nicht andauern!

Man hat vergossen, daß ich es schon versucht habe, und zwar im Verlauf meiner ersten Revolution, indem ich durch einige wenige Bischöfe, die mir gehorchten, einen Neuen Ordo Missae einführte, einen Ordo, der dem heutigen gleicht, und unter dem gleichen Vorwande: "ihn verständlich zu gestalten, indem man ihn an die Bedürfnisse der Zeit anpaßt", wie es heute noch Paul VI. erklärt... Aber diese Messe dauerte leider nicht lange... Das genügt also nicht. -

Ich muß übrigens den Glauben in der Wurzel angreifen. Deswegen haben sich meine lieben Bischöfe dranbegeben, ihren Katechismus auf einen kräftigen Kult der Welt und des Menschen zu konzentrieren und die katholischen Dogmen zu verschweigen, insbesondere jene der Erbsünde und der Existenz der Engel. meine eigene Existenz ist absolut zu leugnen; Gehorchtet, denn ich bin im Mittelalter gestorben»

Ich gebe mein Imprimatur zum holländischen Katechismus, die anderen sind bloß

grobe Kopien davon; sie übertreiben und geben Anlaß zum Erwachen. Aber sie alle, ob grob oder nicht, sind durch meine Hierarchie approbiert, abgesehen von einigen unmaßgeblichen Bemerkungen des Vatikans, die man gemacht hat, um den Schein zu wahren. Sie müssen den Kindern auferlegt worden. Gehorcht mit geschlossenen Augen!

Ich habe einige Liebschaften hier unten: außer zu meinem Liebling, dem Urheber des subtilen holländischen Katechismus, Pater Schillebeckx, fühle ich eine Schwäche gegenüber Pater Besrot de Boquen, ebenso für Henry Fosquet von "Le Monde". Der erste hat zu Rennes erklärt: "Ich sehe weder das Interesse noch die Nützlichkeit einer Vereinigung ein, die sich auf Jesus bezieht und welche man Kirche nennt." Und der zweite unterstützt ein Zurück zum "ganz nackten Glauben", Titel seines letzten Buches: Ein Glaube ohne Kirche und Dogmen, Dies, um mir den Dienst zu erweisen, mir den Weg zur Universalreligion zu ebnet» Welche Hingebung für meine Sache, ich werde ihn mit allen meinen Gnaden überhäufen.

Stets bin ich es, der die Idée eingegeben hat, daß man, um zum "nackten Glauben" zu gelangen, alle Werke der Frömmigkeit ausrotten muß, die der Erbauung der Gläubigen dienen und angetan wären, ihnen in Erinnerung zu rufen, was ich aus den Katechismen entfernt habe.

Also keine Stützen des Glaubens mehr, welche ihn hervorrufen und nähren. Und hier muß ich gestehen, daß man mir weit über meine Hoffnungen hinaus gehorcht hat: nicht nur keine Bilder und Statuen mehr, sondern auch keine "Hl. Sakramente" mehr, keine "Kreuzwege" mehr, keine feierlichen Kommunionen, kein Niederknien vor dem "Corpus Christi", keine Fronleichnamsprozessionen mehr.

All diese veraltete Folklore ist entfernt. Ja, ich weiß, es gibt noch einen Abbé Louis Coache, der mir nicht gehorchen will und starrköpfig bei seinen Prozessionen in den Wäldern verharret, ich werde ihm solches durch meinen Bischof noch zu fühlen geben. Und die Krönung meiner Anstrengungen besteht darin, daß es mir gelungen ist, die triumphalistischen Altäre durch Küchentische zu ersetzen, an ihnen die Messen, dem Volke zugekehrt, von Gott abgewendet! Ein ausgezeichnete Beginn meiner "Religion des Menschen"!

Endlich, ihr versteht, was ich sagen will: Der Mensch ist nur ein Vorwand; ich bin es, den man anbotet in den umgekehrten Messen. Denn bei diesen Küchentischen handelt es sich nicht mehr um eine göttliche Präsenz, sondern um eine desakralisierte Versammlung mit allem, dessen es bedarf, um den Sinn für das Heilige zu zerstören: Austeilung der Hostien an Stehende in die Hand und, was wünschenswert ist, durch Laien oder selbst durch Mädchen mit nackten Schenkeln, in Körbchen reihenweise weitergegeben, damit man sich nicht wegen einer so geringen Sache belästigen lassen muß.

Endlich, alles für die Laien! Der Priester muß verschwinden! Man ist auf gutem Wege: die Seminarion sind loor. Trächtig, gehorcht vor allem dieser guten Art des Kommunionempfangs, gesegnet durch meine Bischöfe! Kinder stecken sie in die Taschen und verkaufen sie zu guten Preisen, so kann ich mit diesen Hostien meine schönen weißen Messen feiern. Herrlich! Leider nicht ausführbar mit der Hesse von Pius V.

Ihr, meine Priester, könnt den Sinn für das Sakrale auch durch die "Liturgie des Wortes" bekämpfen: seid in der Messe geschwätzig, diskutiert, ihr Diskutanten! Seid hundertprozentig intellektuell! übertrefft meine Sophisten des Altertums! Sobald sie eure Kirchen betreten, müssen sie von eurer Wortklauberei erfaßt werden, damit sie nicht zum Gebete kommen und vergessen, daß sie dem Opfer von Kalvaria beiwohnen wollten.

Gehorcht, sonnt müßt ihr es büßen! Ich dulde nur das gesegnete Ja, Ja. Ich habe den Fricstern das Streben eingeflößt, das mystische Streben zurückzuweisen, das nicht rational ist. Sie haben mir gehorcht, und ich segne solche Zurückweisung, Denn wenn das Gebet die Verbindung der Seele mit Gott bedeutet, dann keine Gebete mehr! Das ist irrational! Dafür aber viel von Sozialem, vom Syndikalismus, von Politik und Technik: da ist Vernünftiges dabei!

(Fortsetzung folgt.)

DER MONAT MARIENS

1. Fortsetzung

von
Kardinal John H. Neuman

L o b w ü r d i g e J u n g f r a u

Dieser Ehrentitel bedeutet, daß die allerseligste Jungfrau überall mit Wort und Tat, mit Herz und Mund, besonders aber durch ein heiliges, ihr nachfolgendes Leben gepriesen werden sollte.

Wir sind gewohnt, das Fremde, Seltene, Wunderbare, Neue, Hervorragende allgemein zu erzählen und zu verkünden. So hat der Täufer den Herrn bei seinem Auftreten verkündigt; nach der Himmelfahrt zerstreuten sich die Apostel in alle Welt und predigten Christus, den Gekreuzigten. Der höchste, wunderbarste und seltenste Vorzug Mariens ist aber ihre Sündenlosigkeit. Als einst eine Frau aus dem Volke rief: "Selig der Schoß, der Dich getragen" und der Herr ihr antwortete: "Ja freilich, selig sind diejenigen, die das Wort Gottes hören und es beobachten" - so waren beide Worte in Maria selbst erfüllt. Sie war voll der Gnade, um die Mutter Gottes werden zu können. Darum war ihre Reinheit und Heiligkeit ein größeres Gut als ihre Mutterschaft selber. Das ewige Wort wäre nicht ihr Sohn geworden, wenn es sie nicht zuerst geheiligt hätte, ihr größter Vorzug liegt deshalb darin, daß sie ihre vollkommene Heiligkeit von Anbeginn als Geschenk erhalten und in sich entfaltet hat. Darum wird sie mit Recht die lobwürdige Jungfrau genannt. Überall auf dem Erdengrunde soll sie verkündigt werden, weil sie nie die geringste Sünde begangen, weil das Böse keinen Anteil an ihr gehabt hat, weil sie durch Gottes Gnadenfülle nie etwas gedacht, geredet oder getan hat, was dem Allmächtigen nicht im höchsten Grade lieb und angenehm gewesen wäre. Sie ist selber der glanzvollste Triumph über den Feind der Seelen, in ihr ist der Erlöser zuerst Sieger über die Hölle geworden. Als alles verloren war, wollte er zeigen, was seine Allmacht für uns tun könne, er wollte uns offenbaren, welcher Erhabenheit die menschliche Natur fähig sei; er wollte uns beweisen, daß die tiefste Bosheit und die äußersten Anstrengungen des höllischen Feindes in Nichts zerfließen und alle Folgen der Ursünde aufgehoben werden können, wenn Er Seine Allmacht und unendliche Liebe entfaltet. - Darum schuf er schon vor seiner Ankunft in der Welt als wunderbarstes Werk seiner Schöpfung die Person seiner heiligen Mutter. Durch das Verdienst seines heiligen Blutes, das da fließen sollte, bewirkte er schon vor der Zahlung des Lösegeldes für Adams Sünde, daß sie vor jeder Makel des Bösen bewahrt blieb. Darum preisen wir sie und wollen nicht müde werden, durch ein makelloses Leben sie zu verherrlichen, weil eine so wunderbare Gnade in ihr lebendig geworden ist.

Aber noch aus einem anderen Grunde wird sie "lobwürdige Jungfrau" genannt. Man verkündet das Unbekannte, um es bekannt zu machen. Aus diesem Grunde predigen die Apostel den Gekreuzigten denen, die ihn nicht kannten, der Juden- und Heidenwelt. Die Predigt ist eine allmähliche Einführung in den Glaubensinhalt. Die Heiden wurden nach und nach immer weiter und tiefer in die Kirche und ihren Glaubensschatz eingeführt. So ist auch das Lob der Mutter Gottes und ihre Verehrung bei den Christen in stetem Wachstum begriffen und hat im Laufe der Jahrhunderte in organischer Weise zugenommen. In den ersten Jahrhunderten wurde sie bei weitem nicht so viel verehrt wie jetzt. Zuerst wurde sie als Jungfrau der Jungfrauen, dann als Mutter Gottes, dann ihre glorreiche Himmelfahrt, dann als Zuflucht der Sünder und schließlich als unbefleckt Empfangene gepriesen. Dieser letzte Ehrentitel ist für die Gegenwart besonders entsprechend, der Zeit nach ihrer erster, ist er in der Kirche zuletzt zur Geltung gekommen, obwohl er das Geheimnis ihrer Größe und ihre höchste Würde enthält.

W u n d e r b a r e M u t t e r

Wenn Maria die lobwürdige Jungfrau genannt wird, so hat das seinen tiefsten Grund in ihrer unbefleckten Empfängnis, und diese muß wiederum unsere Bewunderung erwecken. Die heilige Kirche verkündet ihren Ruhm als Sündenlose, und die treuen Kinder der Kirche

suchen diesen einzigen Vorzug zu verstehen und würdig zu preisen»

Obwohl erschaffen, setzt er den Geist in stumme Bewunderung und stilles Staunen. Der Allmächtige hatte einst zu Moses gesagt: "Du kannst mein Angesicht nicht schauen, denn kein Mensch sieht mich und lebt", und Paulus meinte: "Unser Gott ist ein verzehrendes Feuer", als Johannes, ganz erfüllt in der Gottesbetrachtung, nur die menschliche Natur unseres Herrn in ihrer Glorie sah, "fiel er wie tot zu Boden", sogar der Anblick eines Engels warf den Propheten Daniel in völliger Verwirrung zur Erde, und er konnte seine Augen nicht mehr erheben, als Erzengel Gabriel zu Zacharias kam, wurde auch dieser von Furcht ergriffen und schreckte zusammen. Ganz anders bei Maria: Die Erscheinung des Engels bewegte sie, und seine Worte schienen ihr beschämend, weil sie nicht begreifen konnte, daß sie "voll der Gnade" und "gebenedeit unter den Frauen" sein sollte, aber sie konnte ohne Schwäche die Gegenwart und den Anblick des Himmelsboten ertragen.

Wir können daraus ein doppeltes lernen: Zunächst, wie groß die Heiligkeit Mariens gewesen sein muß, daß sie die Gegenwart des Engels ertragen konnte, während der Prophet Daniel wie tot zur Erde fiel, und zweitens, wenn die Heiligkeit Mariens um so viel größer war als die des Engels und die unsrige um so viel geringer als die des Daniel, wieviel Grund haben wir da, Maria die wunderbare, reinste erschreckend heilige Jungfrau zu nennen!

Unverständige Menschen haben geglaubt, Maria habe nicht so viel wesenhaften, inneren Abscheu gegen die freiwillige Sünde gehabt, wie ihr göttlicher Sohn, und wir könnten deshalb ohne Ruck des Herzens, ja sogar ohne das Verlangen danach und ohne ernstesten Besserungswillen zu ihr unsere Zuflucht nehmen; als ob Maria nicht ebenso die Sünde verabscheuen und die Sünder dennoch lieben könnte, wie der Herr selbst! Sie liebt ja nicht die Sünder als solche, in ihrer Sündenreue, sondern nur in ihrem Besserungswillen, auf Grund des Guten, was noch in ihnen ist. Sonst könnte sie ja nicht sündenlos sein. Wenn sie für die meisten aus uns nach dem Worte der Schrift "schön wie der Mond, glänzend wie die Sonne und furchtbar wie ein geordnetes Schlachtheer" ist, wie schrecklich muß sie erst da für den unbußfertigen Sünder sein, wie muß ihre sündenlose Reinheit sich drohend gegen das Unreine in seiner Verstockung erheben?

G o l d e n e s H a u s

Warum wird Maria mit einem Hause und zwar mit einem goldenen verglichen? Gold ist das schönste und kostbarste aller Metalle. Silber, Kupfer, Stahl mögen noch so in die Augen leuchten, das Gold übertrifft sie an Reichtum und Glanz. Wir haben selten Gelegenheit, eine größere Menge Gold auf einmal zu sehen, wer aber einmal eine große Anzahl von Goldbarren vereinigt sah oder gar in ein Haus mit reicher Goldausstattung hineinschauen konnte, der weiß, daß der Anblick majestätisch ist. Darum wird die Stadt Gottes in der heiligen Schrift golden genannt. "Die heilige Stadt", sagt der heilige Johannes, "war von reinem Gold, wie durchsichtiges Krystall". Indem er sie mit den schönsten und kostbarsten Gegenständen dieser Erde vergleicht, will er uns eine Idee von ihrer wunderbaren Schönheit geben.

Darum wird auch Maria "golden" genannt, weil ihre Gedanken, ihre Tugenden, ihre Reinheit ihre engelgleiche Unschuld von so wunderbarem Glanze und so überirdischer Vollkommenheit sind, daß die Engel ihre Blicke nicht von ihr wenden und wir sie als echtes reines Goldwerk nie genug bewundern können»

Dazu wird Maria goldenes Haus oder besser goldener Palast genannt. Man denke sich eine große Kirche oder einen ganzen Palast von den Fundamenten bis zum Dache aus reinem Gold gemacht, damit wird Maria nach der Zahl, Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit ihre geistigen Vorzüge verglichen.

Sie wird Haus oder Palast genannt, weil sie die Wohnung des großen Königs, Gottes selbst war. Der wesensgleiche Sohn des Vaters wohnte in ihr, er war ihr Gast, und mehr als ihr Gast. Denn der Gast kommt und geht. Der Herr aber wurde wahrhaftig in diesem heiligen Hause geboren. Er nahm in ihm Fleisch und Blut an von dem Fleisch und Blut Mariens. Es ist darum durchaus angemessen, daß sie von ihrem Golde den Stoff für den

Leib des Gottessohnes geben sollte. Sie war Gold in ihrer Empfängnis, Gold in ihrer Geburt, und ist in ihren Leiden wie Gold durch den Feuerofen gegangen. Als sie zum Himmel emporstieg, wurde sie deshalb, wie der Hymnus sagt: "Erhoben über alle Engel in ihrer Glorie, gesetzt an die Seite des Königs, umkleidet mit einem Goldgewand."

L i e b e n s w ü r d i g e M u t t e r

Auch dieser Ehrentitel hat seinen Grund in ihrer vollen Sündenlosigkeit. Die Sünde ist von Natur etwas häßliches und abscheuerweckendes, die Gnade aber etwas Schönes, Anziehendes und liebebeckendes.

Man könnte sagen, daß die Unbeflecktheit Mariens sic an sich in ihrem irdischen Leben noch nicht liebenswert mache, zunächst weil wir niemand unsere volle Liebe schenken können, der völlig von uns verschieden ist, und W i r sind doch Sünder, sodann gibt es heilige Seelen, die, wie wir oft genug im Leben erfahren können, nicht immer angenehm sind, und die wir, selbst wenn sie unsere Hochachtung und Bewunderung wecken, dennoch aus innerer Neigung nicht lieben können.

In der Tat lieben Bösewichte nicht die Guten und können es nicht, weil sie ihre stete Anklage sind. Wenn Maria liebenswürdige Mutter genannt wird, so gilt das natürlich nicht für reine Bösewichte, sondern für die Kinder der Kirche, die ihre Heiligkeit kennen und die in sich wenigstens eine Wurzel des Guten und eine Ähnlichkeit mit den Tugenden Mariens tragen. Soweit wir trotz unserer Sündhaftigkeit eine Ähnlichkeit mit Maria besitzen, und soweit sie Anknüpfungspunkte in uns findet, soweit muß sie uns liebenswert erscheinen. Und gerade ihre erhabene Tugend muß eine Art Liebe in uns erwecken, je mehr wir die Mängel der eigenen Tugenden und die Schranken des eigenen Wesens empfinden und das Ideal lieben. Bleibt aber immer noch die Frage, ob die Heiligkeit an sich notwendig Liebe auslöse, ob also Maria während ihres Erdenwandels die Herzen ihrer Umgebung angezogen und gerade wegen ihrer Heiligkeit von allen geliebt wurde, die mit ihr zusammentrafen. Tatsache ist jedenfalls, daß oft die heiligsten Personen absolut nicht die Gaben besitzen, natürliche Zuneigung und Liebe von Seiten ihrer Mitmenschen zu erwecken. Die Erklärung liegt darin, daß nicht die Heiligkeit, sondern die Mängel der Heiligkeit bei den angezogenen Beispielen abstoßend wirken. Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Seele, wie Maria, auf der nie ein Schatten der Sünde gelegen, und einer solchen, welche die Folgen von Adams Sünde trotz aller Heiligkeit an sich trägt. Denn auch nach der Taufe und Buße leidet eine solche Seele notwendig an den geistigen Wunden, welche die Ursünde uns geschlagen. Heilige begehen nie eine Totsünde, und viele haben in ihrem ganzen Leben nie eine begangen; aber Maria hat nicht einmal eine läßliche Sünde getan und nie den Anreiz dazu in ihrer Seele empfunden. Das ist ihr besonderer Vorzug, der keinem anderen zuteil wurde und darum jeden Vergleich mit anderen Heiligen ausschließt.

Was also an Liebenswürdigkeit, anziehender und einschmeichelnder Art oft an den Heiligen fehlt, kommt aus den Überresten der Sünde und von der unvollkommenheit der Heiligkeit, welche die Schwächen der Natur, der Seele und des Körpers, nicht zu überwinden vermochte. Maria aber war in ihrer Heiligkeit und durch sie für alle, die sie sah, hörten, mit ihr verkehrten, das engelgleiche, himmlische Wesen, das notwendig tiefe Zuneigung und Liebe erweckte.

Ihr Antlitz war naturgemäß die Schönheit und Reinheit selber. Aber wenn wir sie gesehen hätten, wäre uns vielleicht ihre Liebes-Schönheit am wenigsten aufgefallen; denn aus ihren Zügen sprachen die ganze Harmonie ihrer Seele, aus den Augen leuchtete ihre makellose Reinheit, aus ihrem Munde redete nur die Einfachheit und stille Weisheit selber: wo sie ging oder stand, in Freude und Traurigkeit, in allen Lebenslagen war ihre makellose Seele das Beherrschende, das alle diejenigen anzog, in denen noch ein Rest von Gnade und eine Fähigkeit zu wahrer geistiger Liebe bestand. In allem, was sie tat und sagte, in ihrer Haltung war eine unsagbar göttliche Harmonie, die jedes ernste Herz anzog und erfreute, das sich ihr nähern durfte. Ihre Unschuld, ihre Bescheidenheit und Demut, ihre Einfachheit, ihr ruhiger Ernst, ihr gerades Viesen und ihre Selbstvergessenheit, ihr natürliches Interesse für alle diejenigen, denen sie im Leben begegnete, ihre völlige Selbstlosigkeit und Hilfsbereitschaft waren die Tugenden, die sie über alles liebenswert machten.

DAS WAHRE GESICHT

von U.W.E.Dettmann

PAULS VI.

Erzbischof Loris Capovilla, der ehemalige Sekretär Johannes XXIII., verfaßte ein Erinnerungsbuch an seinen verstorbenen Vorgesetzten ("Papst Johannes XXIII. - Ein Zeichen der Zeit", deutsche Ausgabe bei J. Habel in Regensburg), In diesem Buch gibt er eine Rede Pauls VI. wieder, die dieser vor allen versammelten Konzilsbischöfen am 29. September 1963 gehalten hat, Zum genauen Studium dieser Rede verweist Capovilla auf die "Acta Apostolicæ Sedis" 1962, Seite 790 bis 792. Das ist aber schon deshalb falsch, weil diese Rede nicht im Jahre 1962 sondern 1963 gehalten wurde, Im Jahre 1962 gab es ja noch gar keinen Paul VI.

In der Herder-Bücherei ("Das Zweite Vaticanum") wird für diese Rede auf die "Acta Apost. Sedis" von 1963, Seite 841 bis 859 verwiesen. Trotzdem bringt die Herder-Bücherei einen noch kürzeren Auszug davon als Capovilla.

Auch Vater Mario von Galli hatte vielleicht etwas Angst vor der vollständigen Veröffentlichung dieser Rede. Er gab ebenfalls nur einen winzig klein zusammengestrichenen Auszug davon wieder, vgl. "Das Konzil und seine Folgen", S. 46. Es wäre wichtiger gewesen, wenn Mario von Galli in seinem Buch statt vieler kitschiger Bilder die entscheidenden Reden auf dem Konzil wiedergegeben hätte.

Die Worte Paul VI., die sich in der von Capovilla wiedergegebenen Rede auf Johannes XXIII. beziehen, lauten unter anderem:

"G mein lieber und hochverehrter Papst Johannes, Dank sei Dir und Lob, der Du durch göttliche Inspiration, wie wir glauben, dieses Konzil gewollt und einberufen hast, um der Kirche neue Wege zu weisen und der Welt neue und reiche, verborgene Quellen der Lehre und Gnade unseres Herrn Jesus Christus zu erschließen Du hast den abgerissenen Faden des ersten Vatikanischen Konzils wieder aufgenommen und dadurch spontan den Irrtum behoben, der bei manchen auf Grund jenes Konzils entstand, daß nämlich die höchste Macht, wie sie von Christus dem Papst in Rom übertragen wurde, nunmehr genüge, um die Kirche ohne ökumenische Konzile zu leiten» Du hast die Brüder, die Nachfolger der Apostel zusammengerufen, nicht nur, um das unterbrochene Studium und die nicht mehr ausgeübte Gesetzgebung weiterzuführen, sondern auch, weil sie sich mit dem Papst in einer Einheit zusammengeschlossen, von ihm gestützt und geleitet fühlen sollten, damit die heilige Überlieferung des christlichen Glaubens wirksamer behütet und gelehrt werden könne

Alle jene, die Paul VI. als einen heiligmäßigen Papst beurteilen, der nur den kathol. Glauben hüten und fördern wolle, dessen Hände aber in der Leitung der Kirche gebunden seien, müßten beim Studium dieser Rede eigentlich erkennen, wie sehr sie sich getäuscht haben.

Mit der Behauptung, infolge einer "göttlichen Inspiration" habe Johannes XXIII. "den abgerissenen Faden des ersten Vatikanischen Konzils wieder aufgenommen", sagt Paul VI. vor allen Konzilsbischöfen die Unwahrheit. Außerdem hat er mit diesen Worten einen Hinweis darauf geliefert, daß er selbst zu jenen Personen gehörte, die seinem Vorgänger diese Konzilsbegründung und diesen Verhandlungsgegenstand für das Konzil einzublasen versuchten.

Es läßt sich nämlich gerade an Hand der progressivistischen Konzilsliteratur nachweisen, daß Johannes XXIII. persönlich gar nicht daran gedacht hatte, den sog. abgerissenen Faden des ersten Vatikanischen Konzils wieder aufzunehmen.

Nicht einmal in seinem eigenen "Geistlichen Tagebuch" taucht bei Johannes XXIII. ein solcher Gedanke auf. Er schreibt dort: "Ohne zuvor daran gedacht zu haben, habe ich in einem ersten Gespräch mit meinem Staatssekretär am 20 Januar 1959 die Worte 'Ökumenisches Konzil, Diözesansynode und Neufassung des kirchlichen Gesetzbuches' ausgesprochen, ohne je zuvor daran gedacht zu haben und entgegen allen meinen Ahnungen und Vorstellungen über diesen Punkt" ("Joh. XXIII. - Geistl. Tagebuch", Herder-Bücherei, S. 350).

Die Behauptung Paul VI. entspricht somit nicht der Wahrheit, Die Tagebuch-Eintragung Johannes XXIII. kann man unmöglich als Versuch deuten, "den abgerissenen Faden des ersten Vatikanischen Konzils wieder aufzunehmen".

Es ehrt jeden Katholiken, wenn er das Oberhaupt der Kirche aufrichtig als "Heiligen Vater" betrachtet. Ferner ehrt es jeden Gläubigen, wenn er dem Stellvertreter Christi keinen Judaskuß zutraut.

Aber das bedeutet noch lange nicht, den Stellvertreter Christi schon zu Lebzeiten ohne jede Prüfung in den Katalog der kirchlichen Heiligen aufzunehmen.

Wer z.B. nicht weiß, was das Konzil von Trient bestimmt hat, und wer nicht sagen kann, um was es sich beim ersten Vatikanischen Konzil gehandelt hat, der ist gar nicht fähig, heute in der Diskussion über den Verrat Paul VI. mitzureden.

Des Iudols Kern in der Rede Paul VI. vom 29. Sept. 1963 - soweit die Rede von Capovilla wiedergegeben wurde - ist die leichtfertige Anrufung der göttlichen Inspiration und damit die Anrufung Gottes zum Zeugen dafür, daß Johannes XXIII. bei der Einberufung des Konzils die angeblichen Unvollkommenheiten und Versäumnisse des ersten Vatikanischen Konzils bereinigen und in Ordnung bringen wollte.

Diese Rede ist eine Beleidigung für jeden unterrichteten Katholiken. Man muß sich darüber wundern, daß die Gesamtheit der Konzils Bischöfe sich eine solche Rede gefallen ließ, falls sie dieselbe überhaupt verstanden und nicht dabei geschlafen haben.

So wie Paul VI. hat noch kein Oberhaupt der katholischen Kirche die gewaltige geistige Arbeit seiner Vorgänger und die Erhabenheit des höchsten Amtes heruntergerissen und vor der ganzen Welt verraten und verachtet.

Er behauptet, daß seit dem ersten Vatikanischen Konzil im Jahre 1870 das wissenschaftliche "Studium unterbrochen" und daß die "Gesetzgebung nicht mehr ausgeübt worden sei. - Von der überragend großen Gesetzgebung unter Papst Pius X. und unter Benedikt XV sagt er kein einziges Wort.

Die Behauptung Paul VI., die Gesetzgebung sei in der katholischen Kirche seit dem ersten Vatikanischen Konzil nicht mehr ausgeübt worden, enthält eine gezielte öffentliche Geringschätzung des heiliggesprochenen Papstes Pius X.

Paul VI. als der größte Gegner des Antimodernisteneides mußte doch wissen, von wem dieser Eid durch Gesetz in der Kirche eingeführt worden war. Ebenso mußte Paul VI. wissen, daß der Antimodernisteneid nur ein Teil jener gesetzlichen Verordnungen war, die Papst Pius X. zum Schutz des katholischen Glaubens erlassen hatte. - Paul VI. weiß nur zu gut, daß alle kirchlichen Gesetze und Verordnungen Papst Pius X. unmittelbar gegen das gerichtet waren, was Paul VI. und seine Anhänger heute wollen.

Papst Pius X. hatte am 28. August 1907 bestimmt, daß alle Geistlichen, die an den vom ihm verurteilten Irrtümern festhielten, aus ihren Ämtern zu entfernen seien. Wenn Montini schon damals Erzbischof von Mailand gewesen wäre, hätte er todsicher zu jenen Bischöfen gehört, die von Papst Pius X. abgesetzt wurden.

Es gibt keinen größeren Gegensatz zwischen zwei Männern in gleichen Jahrhundert als den zwischen Paul VI. und dem heiliggesprochenen Papst Pius X.

Es ist ein Zeichen für die Schlechtigkeit des ganzen sogenannten Zweiten Vatikanischen Konzils, daß sich die Konzils Bischöfe eine solche Geringschätzung der Person Papst Pius X. gefallen ließen, wie sie durch Paul VI. zum Ausdruck gebracht worden war.

Ferner behauptet Paul VI., durch das erste Vatikanische Konzil sei "bei manchen" der Irrtum entstanden, daß von nun an allgemeine Kirchenversammlungen im römisch-katholischen Sinn nicht mehr nötig seien.

Paul VI. verschwieg dabei, daß zwischen dem Konzil von Trient und dem ersten Vatikanischen Konzil mehr als dreihundert Jahre lang keine allgemeine Kirchenversammlung stattgefunden hat«

Er tat in seiner Rede so, als habe das erste Vatikanische Konzil statt seines erhabenen großen Erfolges nur Mißverständnisse und unerledigte Arbeiten hinterlassen. Damit hat er schon am Beginn seiner Regierung bewiesen, daß er von keinem guten Geiste geleitet wird. Paul VI. ist die Verneinung alles dessen, was seine großen Vorgänger geschaffen haben, er scheut sich niemals, die heiligsten göttlichen Personen feierlich anzurufen, um die eigenen Untergebenen, die katholischen Gläubigen, zu täuschen. Er beruft sich auf die Mahnung Christi zur Einigkeit, und unter diesem gleichen Vorwand zerstört er das heilige Mißopfer und das heiligste Altarsakrament.

Wie kaltblütig Paul VI. die Gläubigen zu täuschen pflegt, ist deutlich dem Buch zu entnehmen, das Mario von Galli geschrieben hat: "Das Konzil und seine Folgen". Es behandelt darin einen anderen Teil jener Rede, die Loris Capovilla wiedergibt. Gemäß Mario von Galli hat Paul VI gesagt:

"Über dieser Versammlung soll kein Licht leuchten, das nicht Christus ist, das Licht der Welt; keine Wahrheit soll unseren Geist interessieren außer den Worten des Herrn, unseres einzigen Leisters; Kein Bestreben soll uns leiten außer dem Verlangen, ihn unbedingt treu zu sein, keine Zuversicht soll uns aufrechterhalten außer sein Wort, das uns stark macht: 'Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Weltzeit' ... Dich, Christus, kennen wir allein" (S. 46).

Diese überwältigend fromm klingenden Worte Paul VI. muß man aber im Lichte jener Enthüllungen über die sogenannte Liturgie-Reform lesen, die Mario von Galli im gleichen Buche an einer anderen Stelle macht, freilich, ohne sich der Folgen dieser Enthüllungen bewußt zu werden.

Er schreibt nämlich ganz offen: " D a s a l l e s " (Damit meint er die ausgearbeiteten Pläne für die sogenannte neue Messe) " b e s t a n d s c h o n v o r d e m K o n z i l " (Seite 119).

M.v.Galli sagt sogar, daß der frühere Kardinal Spellmann von New York diese Pläne und Ideen als "romantische Träumereien versponnener Gelehrter" bezeichnete»

Paul VI. hatte somit schon vor dem Konzil, als er noch nicht an der Spitze der Kirche stand, den Willen, das hl. Mißopfer zu zerstören. Sonst hätte die sogenannte Liturgiereform auch gar nicht Schlag auf Schlag in einem derartigen Tempo durchgeführt werden können, daß sich sogar Kardinal Döpfner wunderte.

Der Nachfolger Johannes XXIII. sagt, Christus als das Licht der Welt solle das einzige Licht sein, das über dem Konzil leuchtet. Keine Wahrheit solle das Konzil interessieren als die Worte des Herrn

Hier möchte man annehmen, Paul VI. habe sagen wollen, für keine Wahrheit solle sich das Konzil mehr interessieren als für die richtige Auslegung der Worte "Das ist mein Leib". - Aber gerade das Gegenteil ist der Fall

Man muß daran denken, daß Paul VI. sich dessen bewußt war, daß über dem Konzil tatsächlich nicht nur das Licht unseres Herrn im heiligsten Sakrament leuchtete. Montini wußte genau, daß das ewige Licht vor dem Tabernakel während des Konzils völlig verdunkelt wurde von den Gedanken der protestantischen Konzilsbeobachter und von den Gedanken jener Leute aus Moskau, die auf den besten und höchsten Ehrenplätzen in der Peterskirche saßen.

Paul VI. täuscht die Gläubigen mit den heiligsten Anrufungen Gottes. In seinen Worten kommt des "Fudels Kern" immer wieder gerade dann zum Vorschein, wenn diese Worte am frömmsten klingen. So ist es auch hier. Wenn er sagt: "Keine Wahrheit soll uns interessieren außer den Worten des Herrn", dann sind diese Worte nämlich gleichzeitig an die katholischen Konzilsbischöfe u n d an die protestantischen Konzilsbeobachter

gerichtet. Infolgedessen bedeuten sie etwas sehr Gefährliches, nämlich: "Keine Wahrheit", d.h. kein Dogma, soll uns interessieren außer den Worten unseres Herrn", "Keine mündliche Überlieferung", "keine kirchliche Tradition über das heilige Meßopfer soll uns interessieren außer den Worten des Herrn "Das ist mein Leib".

Dies ist GE, was I n u l VI. an die Adresse der forschend blickenden Konzilsbeobachter aus dem protestantischen Lager spricht. Er täuscht einige ahnungslose Konzils Bischöfe und viele Millionen Gläubige, und gleichzeitig verrät er das heiligste Altarsakrament und das heilige Meßopfer gegenüber den protestantischen Konzilsbeobachtern.

Durch die Darlegungen Mario von Gallis kommt deutlich zum Vorschein, wie sehr Paul VI. für die Mehrheit der Konzils Bischöfe der F ü h r e r in Abfall von hl. Meßopfer war.

In der gleichen Rede, aber ohne daß Loris Capovilla etwas davon berichtet, hat Paul VI. die Katholische Kirche in unerhörter Weise so bloßgestellt, wie es vor ihm bestimmt noch kein anderer Papst getan hat. Anstatt das schlechte Beispiel vieler Mitglieder der Kirche zu tadeln, hat er der ganzen katholischen Kirche als solcher die Schuld an der Spaltung der Christenheit zugeschrieben, wie wenn das Fischer-Netz die Schuld an der schlechten Qualität der gefangenen Fische hätte. David Andreas Sobor, einer der progressistischen Schreiber des Herder-Verlages, sagt diesbezüglich über Paul VI.: "Sein Schuldbekenntnis für die katholische Kirche war trotz der konditionalen Form, in die es vorsichtig gekleidet war, eine geschichtsmächtige ökumenische Tat, zumal er es Wochen später beim Empfang der Beobachter ohne die konditionale Einschränkung wiederholte" ("Das Zweite Vaticanum", Herder-Bücherei, S. 111).

Paul VI. mußte wissen, daß es der Gegenseite gar nicht darum ging, einander bloß das zu verzeihen, was man sich im Dreißigjährigen Krieg Übles getan hatte, sondern darum, daß die römisch-katholische Glaubenslehre geändert wurde.

Im übrigen läßt sich schwer sagen, wofür Paul VI. um Verzeihung gebeten hat: Bat er um Vergebung dafür, daß Martin Luther exkommuniziert wurde oder bat er um Verzeihung dafür, daß Papst Pius V. das heilige Meßopfer so und nicht anders vorgeschrieben hat?

Es scheint, daß Paul VI. für beide Dinge und für noch mehr um Verzeihung bitten wollte. Zweifellos wollte er auch für das Dogma der Päpstlichen Unfehlbarkeit auf den ersten Vatikanischen Konzil um Verzeihung bitten.

Als Paul VI. im Namen der ganzen katholischen Kirche um Verzeihung bat, hätten sich eigentlich die zweitausend Konzils Bischöfe wie ein Mann von ihren Sitzen erheben und dem verantwortungslosen Redner Schweigen gebieten müssen. Das wäre die beste Propaganda für den römisch-katholischen Glauben vor der Welt gewesen.

Der progressistische Herder-Korrespondent Manfred Plate berichtet jedoch: "Alle" (nämlich alle Konzils Bischöfe) "gehen nach dieser Ansprache mit großen Hoffnungen in die zweite Session" ("Weltergebnis Konzil", 1966, Seite 47).

Aber wie können zweitausend Bischöfe "mit großen Hoffnungen" in den zweiten Teil des Konzils schreiten, wenn dieser Teil mit einer Beschimpfung der Kirche aus dem Munde des Oberhauptes begonnen hat?

Wie lange wollen Bischof Graber und andere Herren (z.B. Dr. Eric de Saventhon oder Kaplan Melzer in Sillian in Osttirol) uns noch das Märchen vom sogenannten gutem Konzil erzählen?

Die Wahrheit muß und wird eines Tages ans Licht kommen. Je länger es dauert, umso schlimmer wird es.

Soweit unsere Bischöfe überhaupt noch Autorität besitzen, schwindet auch dieser Rest dahin, je mehr die Bischöfe das wahre Gesicht und den wahren Charakter Paul VI. zu verschleiern suchen. Zu dessen eigentlichem Charakter gehört es, daß er von höchster Stelle aus das Selbstbewußtsein der römisch-katholischen Kirche zerstören wollte und tatsächlich in weiten Gebieten zerstört hat. Das ist sein wahres Gesicht.

Walter E. E. Dettmann.

VERÄNDERUNGEN IM MISSALE

von
Michael Wildfeuer

Ein Leser dieser Zeitschrift hat zu Recht darauf hingewiesen, daß bezüglich der Bulle "Quo primum" (1), einem der historischen Hauptpfeiler bei der in "Einsicht" vorgetragenen Beweisführung in der Meßfrage, folgendes Problem besteht: Der hl. Papst Pius V. gebietet mit dem genannten Dekret unauflösbar für alle Zeiten, daß "diesem Unserem gerade herausgegebenen Missale niemals etwas hinzugefügt, weggenommen oder an ihm verändert werden dürfe." Es ist aber kein Geheimnis, daß der Hl. Stuhl im Lauf der folgenden Jahrhunderte Heiligenfeste hinzugefügt oder gestrichen, neue Gebete und Lesungen eingeführt, Rubriken geändert, den Rang der Peste neu geordnet, mit einem Vierten: das Missale von Pius V. nicht unverändert gelassen hat. Was ist nun hier nicht in Ordnung: Sind die erwähnten Veränderungen (2) unrechtmäßig oder ist jene Bulle ungültig? Oder ist diese Schwierigkeit durch ein tieferes Verständnis aufzulösen?

Untersuchen wir, um diese Frage zu klären, "Quo primum" genau und achten wir darauf, wie nach der Erklärung des hl. Papstes sein Meßbuch entstanden ist! Er sagt: "Wir hielten es darum für richtig, diese Bürde (nämlich die Neuordnung des Meßbuches) ausgesuchten Gelehrten zu übertragen. Nach sorgfältiger Untersuchung der alten Bücher Unserer Vatikanischen Bibliothek sowie anderer, von überall herbeigeholter, verbesserter und unverderbter Handschriften, ebenso auch der Überlegungen der Alten und der Schriften anerkannter Autoren, die uns Aufzeichnungen über die hl. Einrichtung der Riten hinterlassen haben, stellten diese gelehrten Männer das Missale nach Vorschrift und Ritus der Hl. Väter wieder her. Damit alle aus dieser Arbeit Nutzen zögen, haben wir, nachdem wir es geprüft und verbessert hatten, nach reiflicher Überlegung angeordnet, daß es möglichst bald in Rom gedruckt und herausgegeben werde." Darauf folgt die strenge, jede Veränderung in alle Zukunft verbietende Verpflichtung zu diesem Meßbuch.

Bietet der zitierte Text eine hinreichende Begründung für eine solche Verpflichtung? - Nach ihm ist das Missale aus dem Gebets- und Gedankengut der Hl. Väter und anderer großer Theologen, soweit erreichbar, durch vergleichende Auswahl der Gelehrten und oberhirtliche Überprüfung und Verbesserung zustandekommen. Pius V. war also bemüht, aus der ihm zugänglichen Fülle das Schönste und Heiligste herauszufinden; und aufgrund seiner Heiligkeit und päpstlichen Vollmacht dürfen und sollen wir annehmen, daß dieses Ziel erreicht worden ist. Dennoch bleibt, auch wenn alle Mühe angewandt worden ist, das Ergebnis in zweifacher Rücksicht relativ: - Zum einen ist nicht auszuschließen, daß schönere Gebete und Riten durch frühere Unachtsamkeit verloren gegangen sind und daher bei der Überarbeitung nicht berücksichtigt werden konnten. - Zum anderen aber ist vor allem nicht auszuschließen, daß mit Hilfe der Gnade vollkommeneren Formen der Gottesverehrung gefunden werden, und daß in der folgenden Zeit Ereignisse vorkommen und Heilige auftreten, deren Gedächtnis neben den bisherigen Festen in das Missale eingereicht zu werden verdient,

Pius V. kann demnach zu Recht nur beanspruchen, die für seine Zeit und seine Möglichkeiten, also die relativ beste Form des Meßbuches gefunden zu haben; und wie der zitierte Text aus der Bulle zeigt, beansprucht er tatsächlich auch nicht, die absolut beste Form zu bieten.

Was aber in irgendeiner Rücksicht relativ ist, darf nicht absolut gesetzt werden. Wie muß es also gemeint sein, wann Pius V. dieses Missale absolut bindend für alle Zeiten vorschreibt? - Will man ihm nicht unterstellen, daß er etwas Relatives als unüberschreitbare, absolute Grenze setzen, d.h. in diesen Fall ein weiteres Wirken des Hl. Geistes bezüglich des Gottesdienstes im Missale nicht zum Ausdruck kommen lassen wollte - eine Annahme, die mit seiner Heiligkeit unverträglich wäre -, dann ist, soweit ich sehe, sein Erlaß nur durch folgende Unterscheidung zu verstehen: Das kategorische Gebot, nichts zu ändern, ist nicht auf die Form, sondern auf den dieses Missale tragenden Geist zu beziehen: "Den Missale darf niemals etwas hinzugefügt, weggenommen, noch darf etwas an ihn verändert werden" hieße demnach: Der Geist, der es von der ersten bis zur letzten Seite durchdringt, - der Geist, der in allem durch die Ergebung des menschlichen in den göttlichen Willen lebt, darf nie "erweitert" (3), "geschwächt" (4) oder sonst irgendwie geändert werden. Denn es ist der Geist der Wahrheit, der allein absolut ist und absolut gesetzt werden darf.

Da es diesen Geist unverändert zu bewahren gilt, kann es sogar geboten sein, die Form des Meßbuches, d.h. seinen Buchstaben zu ändern, nämlich dann, wenn der Hl. Geist zum größeren Lob Gottes es will. (5)

Diese Interpretation von "Quo primum" verteidigt einmal den Hl. Pius V. gegen den Einwand, er habe etwas Relatives zur absoluten Norm erhoben und die Vervollkommnung der Liturgie verhindern wollen. Ferner macht sie verständlich, wie die zahlreichen, späteren Änderungen mit "Quo primum" in Einklang zu bringen sind. Ohne ein solches Verständnis müßten wir nämlich entweder schließen, daß all die Päpste, die an Missale Veränderungen vorgenommen haben (darunter auch ein Hl. Pius X.), gegen ein rechtmäßiges Gesetz verstoßen hätten oder wir müßten "Quo primum" für unültig halten. Schließlich geht aus diesem Verständnis auch hervor, daß die Bulle von Pius V. nicht als "bloß disziplinarische", Dogma und Moral nicht betreffende Maßnahme angesehen und deshalb überholt werden kann (wie immer wieder zu hören ist), denn man kann nicht der Geist dieses Meßbuches untreu werden, ohne dem Hl. Geist, seinem Urheber, und damit der Quellgrund von Dogma und Moral untreu zu werden. Aus demselben Grund ist bei "Quo primura" auch die Formel "Was ein Papst angeordnet hat, kann ein anderer aufheben" verfehlt. Das Wort "Was du auf Erden löst, wird auch im Himmel gelöst sein" kann nämlich sinnvollerweise nur in den Bereich gelten, wo noch keine Erkenntnis der Wahrheit errungen ist*) Was aber, wie der Geist des Pius-Meßbuches, aus der Wahrheit ist, kann rechtens von niemand außer Kraft gesetzt werden.

Daß es nicht nur, wie gezeigt, Gründe gibt, den päpstlichen Erlaß von 1570 in dem angegebenen Sinne aufzufassen, sondern daß er in der Kirche auch tatsächlich so aufgefaßt worden ist, belegt die Bulle "Cum sanctissimum" vom 7. Juli 1604, mit der Papst Clemens VIII. das Missale mit kleinen Überarbeitungen neu herausgab. Darin heißt es bei der Ausführung dieser Aufgabe (nämlich der, das Missale, das seit 1570 unter schädlichen Einflüssen schon gelitten hatte, "nach der ursprünglichen und bestmöglichen Form wiederherzustellen") geschehen, daß aufgrund eines gewissenhaften Vergleichs der alten Bücher Einiges in eine bessere Form gebracht, und in den Regeln und Rubriken manches ausführlicher und klarer ausgedrückt worden ist. Dies jedoch scheint, da es aus den Prinzipien und Grundlagen jener alten Bücher gleichsam abgeleitet ist, eher ihren Sinn klar auszudrücken als irgendetwas Neues zu bringen. Lit anderen Worten, die Neuherausgabe bringt zwar, so Clemens VIII., eine Veränderung der Form, nicht aber einen anderen Geist.

Im Einzelnen zu untersuchen und nach Gründen darzulegen, ob und welche Verbesserungen die verschiedenen Veränderungen des Pius-Meßbuches gebracht haben, ist - solange die apostolische Treue der betreffenden Päpste nicht bestritten wird - hier nicht notwendig. Notwendig und für jeden Katholiken leicht einzusehen aber ist die Anwendung des hier entfalteten Verständnisses von "Quo primum" auf die Meßreform unserer Zeit: Während bis zum Aggiornamento der Geist des römischen Meßbuches unverändert bewahrt wurde, wollen die heutigen Reformisten mit ihren Änderungen einen anderen Geist einführen, der nicht der Geist des Evangeliums ist. Der objektive Fehler derjenigen, die den Novus Ordo eingeführt haben, besteht nicht darin, daß sie überhaupt etwas am Missale verändert, auch nicht darin, daß sie im Vergleich zu früheren Veränderungen rein quantitativ ungeheuer viel ändern, sondern darin, daß sie den Geist

des römischen Meßbuches geändert haben: Es soll nicht mehr - um den zentralen Punkt herauszugreifen - das Kreuzesopfer Christi gegenwärtig gesetzt, sondern bloß eine Erinnerungsfest gehalten werden» Deshalb dürfen sie nicht mehr als verbindliche Lehrer und rechtmäßige Hirten der kath. Kirche anerkannt werden.

F u ß n o t e n:

- 1) Veröffentlicht in "Einsicht" I/1 (April 71), S. 1 - 3
 - 2) Gemeint sind nur die Veränderungen vor dem Aggiornamento.
 - 3) D.h.: Es darf nicht etwas Willkürliches als göttliche Eingebung genommen und ins Missale eingeführt werden.
 - 4) D.h.: Es darf nicht etwas, was göttliche Eingebung ist, willkürlich unterdrückt und aus dem Missale ferngehalten werden.
 - 5) Ein kurioses und daher besonders einprägsames Beispiel einer solchen Änderung - zugleich ein Beispiel dafür, daß der Geist Gottes in allem, bis ins kleinste, wirkt - stellt eine Episode dar, die Ernst Hello aus dem Leben des hl. Joseph da Cupertino (1603 - 1663) erzählt: "Eines Tages befahl man ihm, eine Stelle aus dem Brevier zu erklären. Joseph öffnete das Buch und fand einen Abschnitt über die hl. Katharina von Siena. Ein Satz lautete: 'Chatharina, virgo senensis, ex Benincasiis piis orta parentibus': Katharina, eine Jungfrau aus Siena, Tochter der Benincasa, ihrer frommen Eltern. Joseph las und ließ das Wort 'ex Benincasiis': der Benincasa aus. Man befahl ihm nocheinmal zu lesen« Gegen seinen Willen ließ er wieder dasselbe Wort aus. Man befiehlt ihm, ein drittes Mal zu lesen, hartnäckig läßt er wieder das gleiche Wort aus. Man befiehlt ihm, genauer hinzusehen. Aber er strengt vergeblich seine Augen an, er sieht das Wort nicht, das man ihm zu sehen befiehlt. Einige Zeit darauf strich die Ritenkongregation dies Wort." (E. Hello, Heiligengestalten, Fischerbücherei Bd. 260 (1959), S. 182 f.)
- *) Vgl. dazu: Hans Gliwitzky, "Einige Überlegungen zum Verhältnis von Dogma und Kirchenrecht", EINSICHT II/7 (Oktober 72), S. 2,3).

DIE PROTESTANTISCHEN UND DIE RUSSISCHEN "BEOBACHTER" BEIM SOG. ZWEITEN VATIKANISCHEN KONZIL

von Walter W.E. Dettmann

Das eigentliche Viesen und der innerste Kern des sog. Zweiten Vatikanischen Konzils ist der V e r r a t der allermeisten Bischöfe gegenüber Christus dem Herrn im heiligsten Altarsakrament.

So wie einst Judas Iskariot den Herrn unter dem trügerischen Schein einer Begrüßung küßte und ihn dadurch den Feinden auslieferte, so heuchelten die Konzilsbischöfe und vor allem Paul VI., als wollten sie den alten römisch-katholischen Glauben an das heiligste Altarsakrament neu beleben, während sie in Wirklichkeit die geschworenen Feinde des Altarsakraments als sogenannte Beobachter zur heimlichen Vernichtung des heiligen Meßopfers eingeladen hatten.

Die Einladung der protestantischen "B e o b a c h t e r" zum sogenannten Konzil und der Verrat am hl. Meßopfer haben eine lange Vorgeschichte.

Während des sog. Eucharistischen Kongresses in München fand am 6. August 1960 nachmittags in der Universität München eine Veranstaltung der sattsam bekannten "Una-Sancta" Bewegung statt, an der mehr als dreißig Bischöfe teilnahmen, darunter auch Kardinal Döpfner. Im amtlichen Bericht über diese Veranstaltung wurde hervorgehoben, daß auch höhere protestantische Gäste anwesend und mit "stürmischem Beifall" der katholischen Versammlungsteilnehmer begrüßt worden waren, vgl. "Statio Orbis" I. S. 65.

Aber wie konnten die katholischen Bischöfe beim Eucharistischen Kongreß die Protestanten mit "stürmischem Beifall" begrüßen, obwohl sie genau wußten, wie sehr diese unseren Glauben an den Primat Petri ablehnen?

Dies war nur eines der kleinen Vorspiele für den Verrat der Bischöfe während des sog. Zweiten Vatikanischen Konzils. Unter den protestantischen Gästen der Una-Sancta-Veranstaltung war auch der ehemalige Landesbischof W. Stählin, der bereits im Jahre 1950 gesagt hatte, daß Katholiken und Protestanten bezüglich der Gemeinschaft in der Eucharistie "weit mehr, als wir uns das haben träumen lassen, an einem gemeinsamen Werk stehen" (zitiert von Otto Karrer während seiner Rede in der Una-Sancta-Veranstaltung, "Statio Orbis" II. S. 221).

W. Stählin wußte somit schon im Jahre 1950 von den Plänen der katholischen Bischöfe, das hl. Meßopfer so bald wie möglich zu ändern. Über den Verrat Otto Karrers und ähnlicher Herren wird noch an anderer Stelle gesprochen werden müssen.

Die Einladung an die protestantischen und russischen "Beobachter" zum sog. Zweiten Vatikanischen Konzil war etwas ganz anderes als die Einladung, die vor dem Konzil von Trient an die Protestanten erging. Damals lehnten die Protestanten die Einladung ab, weil sie gut wußten, daß der Glaube an das hl. Altarsakrament und an das hl. Meßopfer auf dem Konzil gestärkt werden sollte. Heute dagegen haben die Protestanten die Einladung mit Freuden angenommen, weil sie schon jahrzehntelang wußten, daß das hl. Meßopfer geändert werden sollte.

Die in unserer Zeit erfolgte Einladung an die Protestanten ist der Beweis für die theologische Unfähigkeit und für die würdelose Haltung Johannes XXIII.

Mit seiner falsch gespielten großväterlichen Rolle hat Johannes XXIII. dem Papsttum noch mehr Schande bereitet, als jener kann gleichen Namens zur Zeit des Konstanzer Konzils (1414 - 1418).

Wie ist es zur Einladung an die protestantischen und an die russischen "Beobachter" gekommen?

Der Progressist Lanfred Plate vom Herder-Verlag berichtet, Kardinal Tardini, der Staatssekretär Johannes XXIII., habe am 30. Oktober 1959 eine Pressekonferenz gehalten und dabei gesagt, man denke daran, "daß die nichtkatholischen Kirchen in Rom durch 'Beobachter' vertreten sein könnten" ("Weltereignis Konzil" S. 18).

Der Jesuit Mario von Galli berichtet dagegen, Tardini habe bei dieser Pressekonferenz gesagt, es sei nicht ausgeschlossen, daß die Protestanten "als Beobachter an dem Konzil teilnehmen würden" ("Das Konzil und seine Folgen", S. 32).

Es muß untersucht werden, ob Tardini am 30. Oktober 1959 wirklich schon das gesagt hat, was Mario von Galli berichtet. Wenn es so wäre, dann wäre es ein Hinweis darauf, daß Johannes XXIII. vielleicht auch von Tardini beeinflusst wurde.

Eine ganz eigenartige Rolle bei der Einladung an die Protestanten und an die Russen spielt die Gründung des sog. Sekretariates für die Einheit der Christen.

Mario von Galli berichtet unter dem Datum des 30. Mai 1960: "In einem öffentlichen Konsistorium legt der Papst den Kardinälen seine Absicht dar, zur Vorbereitung des Konzils neun Kommissionen und ein besonderes Sekretariat für die Einheit der Christen zu errichten. Dem künftigen Leiter des Sekretariates, Kardinal Bea, flüstert er

vor der Sitzung zu: 'Ich nenne es Sekretariat und nicht Kommission, damit wir freier sind in seiner Gestaltung' ("Das Konzil und seine Folgen", S. 32).

Wenige Tage später berichtet Mario von Galli unter dem Datum des 5. Juni 1960: "Die Gründung des Sekretariates ist für die Einheit der Christen eine epochale Neueinrichtung, die für den Verlauf des Konzils von entscheidender Bedeutung wird. Das Sekretariat hat ursprünglich die Aufgabe, die nichtkatholischen Christen über die Arbeiten des Konzils zu informieren. Über dieses Organ laufen dann auch die Einladungen an die Beobachter" (S. 32).

Die Berichte des Jesuiten Mario von Galli vom 30. Mai und vom 5. Juni 1960 muß man genau unter die Lupe nehmen:

Was konnte das Sekretariat für die Einheit der Christen mit der Vorbereitung des Konzils zu tun haben? Gemäß Mario v. Galli hatte das Sekretariat "ursprünglich" die Aufgabe, die nichtkatholischen Christen über die Arbeiten des Konzils zu informieren.

Aber schon der sonderbare Titel des Sekretariates weist über diese Aufgabe hinaus, und außerdem lagen zwischen der Gründung des Sekretariates und dem Beginn des Konzils noch mehr als zwei ganze Jahre; Also kann die bloße Information der Nichtkatholiken nicht der eigentliche Zweck der Sache gewesen sein. In seiner Rede vom 14. November 1960 hatte Johannes XXIII. zudem noch gesagt, die Nichtkatholiken sollten die Güte haben und warten bis die Konzilsväter ihre Arbeit vollendet hätten; (vgl. die Zeitschrift "Der Rufer", Dezember 1960, S. 269.)

Die sogenannte Information der Nichtkatholiken über die Arbeiten des Konzils war eine bloße Tarnung für die gemeinste Irreführung der katholischen Öffentlichkeit. Denn der eigentliche Zweck des Sekretariates bestand in dem, was Mario v. Galli gleichsam bloß nebenbei anfügt, nämlich: "Über dieses Organ laufen dann auch die Einladungen an die Beobachter", d.h. an die Protestanten und an die Russen!

Das sog. Sekretariat für die Einheit der Christen war aus zwei Gründen eingerichtet worden: Erstens wollte man verhindern, daß die Einladungen an die Protestanten und an die Russen vom päpstlichen Staatssekretariat ausgingen. Die Existenz des sonderbaren Einheitssekretariates bedeutete also in sich eine Verleugnung des Papsttums im eigenen Hause, die von Johannes XXIII. persönlich gebilligt, durchgeführt und, solange er lebte, aufrechterhalten wurde.

Ebenso schlimm, wenn nicht noch schlimmer, war der zweite Grund: Das sog. Einheitssekretariat sollte das getarnte aber vollwirksame Sprachrohr der Protestanten und Russen auf dem Konzil sein. Die bedeutsame "Schwäbische Zeitung" vom 19. Oktober 1962 berichtet diesbezüglich folgendes:

"Die nichtkatholischen Beobachter haben zwar keine Gelegenheit, unmittelbar durch Wortmeldungen und Stimmabgabe in die Konzilsberatungen einzugreifen, doch sind ihnen die dem Konzilsgeheimnis unterworfenen Schemata ausgehändigt worden, zu denen sie über das Sekretariat für die Einheit der Christen Stellung nehmen können. Sie haben Zugang zu den Plenarsitzungen, in denen diskutiert wird, und zu den öffentlichen Sitzungen, in denen endgültig über ein Schema abgestimmt wird. Von Fall zu Fall werden sie auch Kommissionssitzungen beiwohnen können, über deren Arbeit sie ständig unterrichtet werden. Kardinal Bea, hat die Beobachter-Delegierten ermutigt, dem Sekretariat ihr volles Vertrauen zu schenken und ihre Kritik, ihre Anregungen und Wünsche offen vorzutragen. Man werde alles einer ernstesten Überlegung unterziehen."

Es war eine Unwahrheit, wenn Weihbischof Kampe von Limburg schrieb, die Beobachter "gehören zu den Hörenden, nicht zu den Redenden auf dem Konzil" ("Das 21. Konzil", S. 155).

Die nichtkatholischen sogenannten Beobachter waren in Wirklichkeit keine bloßen Beobachter, sondern sie waren fremde Agenten, die auf keinen Fall eingeladen werden durften, um an der Formulierung der Konzilsbeschlüsse mitzuwirken. Wie sehr sie tat-

sächlich an der Formulierung der Dekrete mitarbeiteten, sieht man daran, daß sie beim Schema über die "Hellen der Offenbarung" ihre protestantischen Ansichten sogar gegen Kardinal Ottaviani durchsetzen konnten (vgl. "Schwäbische Zeitung" vom 20. Nov. 1962).

In der "Schwäbischen Zeitung" vom 20. November 1962 heißt es unter anderem: "In der gestrigen Generalkongregation (deh. in der Vollsitzung des Konzils;) erklärte ein Sprecher des Sekretariates für die Einheit der Christen außerdem, es seien (nämlich von Kardinal Ottaviani - eig. Ann.) die Vorschläge der entsprechenden Vorbereitungs-kommission in keiner Weise ausreichend berücksichtigt worden. Gewarnt wurde von dieser Stelle vor zu starren und zu einseitigen Formulierungen, durch die die Einigung gefährdet werden könnte"

In demselben Artikel war zuvor gesagt worden, daß "in Kreisen der Beobachter nicht-katholischer Konfessionen diese Befürchtungen in einer den gegenwärtigen Spannungen entsprechend diskreten, aber doch sehr besorgten Weise zum Ausdruck gebracht" worden seien.

Die "Beobachter" trafen sich wöchentlich mit Msgr. Willebrands im sog. Einheitssekretariat ("Das 21. Konzil", S. 153).

Für diese Störung der kirchlichen Ordnung trägt Johannes XXIII. die Hauptverantwortung.

Die Selbstzerstörung und der Selbstmordversuch der römisch-katholischen Kirche haben bei Johannes XXIII., bei Kardinal Bea und bei Kardinal Tardini ihren Anfang genommen.

Johannes XXIII. wußte, daß die Protestanten das hl. Altarsakrament und das hl. Meßopfer entschieden ablehnen. Trotzdem ließ er sie auf dem Umweg über das Einheitssekretariat während des Konzils derart stark zu Wort kommen, daß die eigenen rechtgläubigen Bischöfe bei der Abstimmung unterliegen mußten. Johannes XXIII. mußte wissen, daß die Möglichkeit bestand, daß durch das sog. Sekretariat für die Einheit der Christen der vollständige Sieg des Luthertums und der vollständige Untergang des hl. Meßopfers herbeigeführt wurde.

Es gab auch Widerstand gegen die Anwesenheit der protestantischen und russischen "Beobachter". Aber leider war dieser Widerstand viel zu gering. Am 23. November 1962 verlas Msgr. Willebrands bei einer Pressekonferenz im Konzilspresesaal in Rom folgende Erklärung des "Einheitssekretariates": "Das Sekretariat legt Wert darauf festzustellen, daß alle Beobachter-Delegierten, die es zu seiner Freude willkommen heißen durfte, durch das Sekretariat eingeladen worden sind. Alle ohne Ausnahme haben eine wahrhaft religiöse und ökumenische Geisteshaltung gezeigt. Das Sekretariat spricht deshalb sein Bedauern über alle Äußerungen aus, die zu dem Geiste in Gegensatz stehen, in dem die freundlichen Kontakte mit den Beobachter-Delegierten aufgenommen worden sind. Es kann sich von diesen Äußerungen nur distanzieren" ("Das 21. Konzil", S. 142/143).

In dieser Erklärung ist die Rede von "wahrhaft religiöser und ökumenischer Geisteshaltung". Das war aber eine bloße Tarnung für die radikal feindliche Geisteshaltung gegenüber dem bisherigen römisch-katholischen Glauben an das heiligste Altarsakrament,

Zwei Wochen zuvor hatte am 8. November im gleichen Konzilspresesaal ebenfalls eine stark besuchte Presskonferenz stattgefunden. Kardinal Bea hatte dabei nur über solche Fragen gesprochen, die er selbst aufgeworfen hatte. Fragen der Journalisten über sein Sekretariat wollte er nicht beantworten. Er sagte: "Ich ziehe es vor, mich dieser Gefahr nicht auszusetzen. Ein einziges schlecht gewähltes oder falsch verstandenes Wort kann dieser delikaten Sache schaden" ("Das 21. Konzil" S. 140).

Mario von Galli behauptet, durch die Gründung des Einheits-Sekretariates und durch die Einladung an die Protestanten und an die Orthodoxen, zum Konzil "Beobachter" zu schicken, sei "zum ersten Mal in der Kirchengeschichte offiziell die Verbindung mit den Getrennten aufgenommen" worden ("Das Konzil und seine Folgen", S. 144).

Das ist eine grobe Unwahrheit, die bei Mario v. Galli nicht verwunderlich ist. Eigentlich hätte M.v.Galli als Jesuit wissen müssen, daß Papst Pius IX. im September des Jahres 1868 ein Schreiben "an alle Bischöfe von Kirchen des morgenländischen Ritus" gerichtet hat, "die nicht in Vereinigung mit dem Apostolischen Stuhle stehen". Ebenso hatte Papst Pius IX. im September 1868 einen Brief an "alle Protestanten und anderen Nichtkatholiken" gerichtet.

Dieser Brief "ermahnte die Protestanten, ihre Lage recht zu erwägen, da doch der Protestantismus in unzählige Sekten zerfallen sei, und die christlichen Lehren dadurch der Auflösung verfallen müßten. Sie sollten zu der Fülle des katholischen Glaubens zurückkehren und zur katholischen Einheit, von der sich ihre Väter abgespalten hatten" (vgl. "Das Vatikanische Konzil, Seine Geschichte nach Bischof Ullathornes Briefen", von Dom Cuthbert Butler, übersetzt u.erweitert v. Abt Hugo Lang, München 1933 s. 79-81).

Die Idee und die Einrichtung des Einheitssekretariates war zweifellos schon lange Zeit von solchen aalglatten "Fachleuten" geplant worden, die im Umgang mit protestantischen Kirchenführern sich wohlfühlten und darin Erfahrung hatten.

Es ist unwahrscheinlich, daß eine derart raffiniert ausgetüftelte Idee zur Störung der Konzilsordnung von Johannes XXIII. selber stammte. Dieser mußte nur seine Unterschrift und für die kurze Zeit bis zu seinem Tode die Verantwortung dafür bereitstellen. Die eigentlichen Urheber der dunklen Idee blieben im Hintergrund.

Am 14. November 1960 hielt Johannes XXIII. eine Ansprache an die Mitglieder der päpstlichen Kommissionen und Sekretariate zur Vorbereitung des Konzils. In dieser Rede schien er das zu widerlegen, was gemäß Ilario von Galli der Kardinal Tardini ein Jahr zuvor am 30. Oktober 1959 in einer Pressekonferenz gesagt hatte.

Johannes XXIII. sagte: "Alle, die mit aufrichtigem Herzen Nachrichten über das Konzil wünschen, auch wenn sie nicht am vollständigen Bekenntnis des katholischen Glaubens teilhaben, werden, so wollen Wir hoffen, es nicht weniger geziemend und höflich finden, wenn Wir sie einladen, zu w a r t e n , bis die VÄTER ihre Arbeit vollendet haben und alles gut vorbereitet und besser geordnet ist für jene höheren Begegnungen" (vgl. die Zeitschrift "Der Rufer", Dezember 1960, S. 269).

Über den Inhalt dieser Rede berichtete Mario v.Galli kein einziges Wort.

Zwei Tage später, nämlich am 16. November 1960, soll Johannes XXIII. jedoch gemäß Mario v. Galli "trotz des Widerstandes des Hl. Offiziums eine Anspielung auf eine mögliche Teilnahme der getrennten Brüder am Konzil" gemacht haben.

Wenn man den Worten Mario v. Gallis hier glauben darf, dann geht aus dem erwähnten Widerstand des Hl. Offiziums hervor, daß Johannes XXIII. tatsächlich schon an jenem Datum die Einladung der Protestanten zum Konzil erwogen hatte. Es ist leicht möglich, daß er längere Zeit hin und her schwankte, bis er sich endgültig zum Schlechteren entschied.

Unter dem Datum des 12. Juni 1961 berichtet Mario v. Galli: "Die Frage, ob die getrennten Brüder eingeladen werden sollen, wird diskutiert. Der Papst überfährt die Mitglieder (der vorbereitenden Zentralkommission) mit einer Bemerkung, die eine Teilnahme als höchst wünschenswert hinstellt" ("Das Konzil u. seine Folgen", S. 34).

Am 25. Dezember 1961 habe Johannes XXIII. aufs neue erklärt, "daß nichtkatholische Beobachter am Konzil teilnehmen werden" (M.v.Galli, S. 34)

Damit scheint die Frage endgültig entschieden gewesen zu sein. Vom 27. September bis 2. Oktober 1962 reiste der Sekretär des Einheitssekretariates, Msgr. Willebrands, nach Moskau und überbrachte die Einladung, "Beobachter" zum Konzil zu entsenden. Gemäß der "Schwäbischen Zeitung" v. 19. Okt. 62 war Willebrands bereits am 25. September nach Moskau gereist. Der Patriarch v. Moskau entsandte die Geistlichen Wladimir Kotljarow und Vitali Borojow. Sie kamen am Tage nach der Eröffnung des Konzils in Rom an.

Es ist klar, daß die beiden Russen seit der Gründung des sog. Einheitsssekretariates auf diesen Tag vorbereitet waren und sich die nötigen Sprachkenntnisse angeeignet hatten.

Gemäß Manfred Plate soll Johannes XXIII. am Tag nach der Ankunft der Russen beim Empfang der nichtkatholischen Beobachter zu ihnen gesagt haben: "Was euch betrifft, lest in meinem Herzen» Darin werdet ihr vielleicht mehr finden als in meinen Worten". - Manfred Plate behauptet, mit diesen "freundlichen" Worten und mit einem Händedruck sei das "Eis gebrochen" worden ("Weltereignis Konzil", S. 35) = Das ist ein leeres Ge- rede. Denn man muß sich fragen, welches Eis gebrochen wurde und bei wem die Eisdecke zerbrach»

David Andreas Seeber, der ebenfalls für den Herder-Verlag schrieb, berichtet; "Die offizielle Einladung von Seiten des römischen Einheitssekretariates (an die Protestan- ten) erfolgte am 4. Oktober 1962" ("Das Zeite Vaticanum", S. 68). Die Protestanten wußten aber schon lange vorher, wen sie schicken wollten und sollten.

Als das Konzil am 11. Oktober 1962 eröffnet wurde, hatten die Nichtkatholiken die höchsten Ehrenplätze in der Peterskirche inne und sie behielten sie bis zum Ende des sogenannten Konzils. Die "Beobachter" konnten "sehr gut das Präsidium und die Kard.i- näle, aber schlecht die Reihen der Bischöfe sehen" (Das 21. Konzil", S. 137)» Das Letztere war auch gar nicht nötig. Es genügte der Blick auf das ganz vorne befindliche Rednerpult.

Manfred Plate schreibt: "Diese Beobachter, denen auch die geheimen Dokumente des Konzils zugänglich waren, wurden zu einem entscheidenden Moment in der inneren Ent- wicklung des Konzils. Die von den Erneuerern geforderte ökumenische Öffnung zur Una Sancta wurde von ihnen mitbedingt und mitgetragen. Viele Konzilsväter wandten sich in den Debatten mit der besonderen Anrede "Fratres observatores" oft an diese Beobachter selbst" ("Weltereignis Konzil", S. 109/110). Auch das Rottenburger Sonntagsblatt vom Oktober 1962 (Nr. 42, S. 6) berichtet, daß die nichtkatholischen "Beobachter" alle Konzilsakten zur Einsicht bekamen.

Um was für geheime Konzilsakten konnte es sich eigentlich handeln, die den "Beob- achtern" zugänglich gemacht wurden?

Höchstwahrscheinlich handelte es sich um die "Pläne zur Zerstörung des hl. Meßopfers und um die geheimen Absprachen über den stillschweigenden Verzicht auf den päpstlichen Primat.

Daß manche protestantischen "Beobachter" nicht im entferntesten daran dachten, nur eine bescheidene Zuschauerrolle zu spielen, sieht man an den beiden Vertretern des protestantischen "Klosters" Taizé in Frankreich. Diese schämten sich nicht, in ihrem römischen Quartier einen Konzilsbischof nach dem anderen zuerst zum Essen und an- schließend zu einer gemeinsamen sogenannten "Andacht" einzuladen. Der Progressist Manfred Plate konnte oder wollte dieses schlechte Spiel nicht durchschauen und schreibt "Die als persönliche Gäste (des Einheitssekretariates - eig. Anm.) auf dem Konzil v/ei- lenden Brüder aus dem protestantischen Kloster Taizé, Roger Schutz und Max Thurian, machten es sich zu einer besonderen persönlichen Aufgabe, mit den katholischen Bi- schöfen des ganzen Erdkreises (!!) in unmittelbar persönlichen Kontakt zu kommen....." (S. 110)

Diese Methode war eine "Konzilsbeobachtung" ganz besonderer Art, die in ihrer Ge- fährlichkeit nicht einmal von Kardinal Ottaviani durchschaut wurde. Denn auch er ließ sich von den beiden Franzosen zur angeblichen "Beseitigung von Vorurteilen" zum Essen und zur "A n d a c h t" einladen, wie Manfred Plate mit sichtlichem Vergnügen berichtet (S. 110).

Dem Kardinal Ottaviani hätte bekannt sein müssen, daß gerade die Leute von Taizé zu den entschiedensten Feinden des hl. Meßopfers gehören.

Am 22. November 1962 gab Dr. Edmund Schlink, Professor für Dogmatik an der Universität Heidelberg und "Beobachter"-Delegierter der Evangelischen Kirche Deutschlands, in der Diakonissenanstalt in Rom einen Empfang für die deutschen katholischen Bischöfe. "ein Großteil der Bischöfe nahm an dem Empfang teil. Prof. Schlink richtete an sie eine Ansprache, die Erzbischof Jaeger von Paderborn beantwortete mit dem Dank aller für die freundliche Einladung" ("Das 21. Konzil", S. 142). - Auch das war eine höchst überflüssige gefährliche Angelegenheit»

Am Schluß des sog. Konzils erklärten die protestantischen "Beobachter" selber, sie seien nicht nur Beobachter sondern wahre Teilnehmer des Konzils gewesen (Manfred Fiate, S. 273).

Die russischen Beobachter waren demgegenüber viel klüger und zurückhaltender. Während die Protestanten sich als siegessichere Agenten fühlten, nahmen die Russen ihre Aufgabe als Beobachter viel ernster. Außer den allernotwendigsten Höflichkeitsformeln bei persönlicher Vorstellung war aus ihnen nichts herauszubringen. Sie waren sich dessen bewußt, daß sie als Beobachter im Dienste einer politischen Supermacht standen, Sie hatten von allen Konzilsteilnehmern genaue Personalbeschreibungen nachhause zu bringen. Außerdem hatten sie wahrscheinlich den Besuch des Schwiegersohnes des russischen Ministerpräsidenten Chruschtschew, Adjubei, des Chefredakteurs der "Iswestija", bei Johannes XXIII. vorzubereiten, der am 7» März 1963 stattfand. - Aus der Zeit des sog. Konzils gibt es nur sehr wenige fotografische Aufnahmen der beiden "Beobachter" aus Moskau. Die wenigen Aufnahmen waren jedoch sorgfältig vorbereitet, wie z.B. die Fotografie des einen der beiden Russen zusammen mit Kardinal Tisserant am Präsidiumstisch des Konzils im Petersdom ("Das 21. Konzil", S. 145)° Die übrigen orthodoxen "Beobachter" spielten keine wichtige Rolle. Patriarch Athenagoras von Konstantinopel hatte überhaupt keine Beobachter entsandt.

Der Sonderkorrespondent der "Schwäbischen Zeitung" ("Dr. B. Rom") berichtete am 19. Oktober 1962 in einer fettgedruckten Zeile: "Atmosphäre guten Willens zwischen Konzil und Beobachtern". - Das war eine große Täuschung, die vom sog. Konzilsproseant unter die Gläubigen der ganzen Welt ausgestreut wurde. Denn in Wirklichkeit herrschte eine Atmosphäre des bösesten Willens, es herrschte nämlich der absolute Wille vor, das heiligste Altarsakrament auf dem Altar der neuen Zeit ganz unbemerkt aber umso sicherer endgültig zu vernichten.

Die tatsächliche Atmosphäre auf dem sog. Zweiten Vatikanischen Konzil war wie die Stimmung im Garten Gethsemani, als der Herr zu seinen Feinden sagte: "Das ist eure Stunde und die Lacht der Finsternis", Lukas 22,53.

Als es am Anfang des Konzils darum ging, daß die Bischöfe aus ihren eigenen Reihen die Mitglieder der einzelnen Fachkommissionen wählen sollten, forderten die Kardinäle Lienart von Lille, Frings und Döpfner, man sollte den Bischöfen einige Tage Zeit geben, um sich gegenseitig kennen zu lernen. Dahinter steckte ja ebenfalls eine Tücke. Aber die "Schwäbische Zeitung" schrieb damals am 15. Oktober 1962: "Das Konzil will frei entscheiden".

Auch diese Meldung aus der Vatikanstadt war eine Irreführung aller gläubigen Katholiken. Denn das Konzil war vom ersten Tage an seiner Freiheit beraubt, den römisch-katholischen Glauben zu verteidigen. Johannes XXIII. hatte in seiner Kurzsichtigkeit das ganze Konzil den Protestanten, den Russen und den progressistischen Glaubensfeinden in die Hände gespielt.

Walter W.E. Dettmann.

Aufruf zum Gebet

WIR RUFEN ALLE UNSERE LESER WIEDER
 ZU HILFE MEINER SALEM ROSENKRANZGEBET FÜR
 DIE KIRCHE AUF: AM DONNERSTAG, 5. JULI
 VON 19.30 BIS 20.30 UHR!